CHRISTIANEUM

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS IN VERBINDUNG MIT DER VEREINIGUNG EHEM. CHRISTIANEER

1956

12. JAHRGANG HEFT 1 SEPTEMBER 1956

POSTVERLAGSORT HAMBURG

CHRISTIANEUM

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS IN VERBINDUNG MIT DER VEREINIGUNG EHEM. CHRISTIANEER

12. JAHRGANG HEFT 1 SEPTEMBER 1956

POSTVERLAGSORT HAMBURG

INHALT

Aus dem Leben der Schule . . . . . Seite 3

Der Elternrat . . . . . „ 5

Aus Reden des Schuljahres

Der Direktor an die Abiturienten . . . . . „ 5

Studienrat Hermann Hamfeldt tritt in den Ruhestand „ 10

Lasset Euch versöhnen mit Gott . . . . . „ 11

Das Leonora-Christina-Manuskript des Christianeums . „ 14

Heinrich Barth . . . . . „ 23

Der Moorleichenfund von Osterby . . . . . „ 24

Die alte Stutenfrau . . . . . „ 25

Das ist die Wucht . . . . . „ 28

Familien-Nachrichten . . . . . „ 29

Vereinigung ehemaliger Christianeer

Kassenabschluß 1955 . . . . . „ 30

Verein der Freunde des Christianeums

Bericht über das Geschäftsjahr 1955/56 . . . . . „ 30

Geschäftliches . . . . . „ 31

AUS DEM LEBEN DER SCHULE

Besonders dankbar empfand die Schule nach den bitteren Nachkriegsjahren in der Berichtszeit zum erstenmal wieder auch während der schwierigen Wintermonate die Wohltat eines normalen Vormittagsunterrichts. Freilich ist dieser Gewinn z. Z. noch schwer erkauft durch den Verzicht auf die Fachräume, die — ihrer eigentlichen Bestimmung entzogen — ebenso wie Kellerräume und selbst Ankleideräume als Klassenzimmer dienen müssen. Mit der endgültigen Beseitigung dieses Notstandes ist erst zu rechnen, wenn die gegenwärtig noch im Gebäude untergebrachten elf Klassen der Schleeschule in einem eigenen, dringend notwendigen Schulgebäude Aufnahme finden und die beiden provisorisch seit Ostern untergebrachten W. A. 7-Klassen, die der W. O. J. Altona zugedacht sind, im Gebäude am Hohenzollernring ihren Platz erhalten. Doch die Verwirklichung dieser Aussicht beginnt sich abzuzeichnen. Es gilt darum das Gebot der Stunde, auch noch für die Überwindung dieser letzten Phase Geduld zu bewahren bis zu dem Augenblick, wo jeder Schulorganismus unbeengt sich wieder frei entfalten und alle Kräfte seinem Gedeihen gewidmet werden können.

Nach der vielseitigen ernsten Arbeit der vorangegangenen Monate brachte der Dezember ein heiteres Ausklingen des Jahres. Am 14. und 16. Dezember kam unter der vorzüglichen künstlerischen Leitung des Kollegen v. Schmidt in schöner Zusammenarbeit mit dem Chor der Wissenschaftlichen Oberschule für Mädchen Großflottbek ein sehr gelungenes Chorkonzert zur Aufführung. In der Schlußwoche fand am 20. und 21. Dezember — am ersten Tage unter reger Teilnahme der Eltern — unsere Weihnachtsfeier statt, in deren Mittelpunkt ein vom Kollegen Jestrzemski mit viel Liebe einstudiertes Krippenspiel statt.

Mit dem Beginn des neuen Jahres wurde es ernst für unsere Abiturienten. Nach der schriftlichen Prüfung vom 4. bis 7. Januar und dem „Musischen Abitur" am 11. Januar fand die mündliche Reifeprüfung am 1. bis 6. Februar statt, an zwei Tagen unter dem Vorsitz unseres Dezernenten, Oberschulrat Wegner, an den übrigen Tagen unter der Leitung des Direktors. Folgende 79 Abiturienten bestanden die Reifeprüfung:

1. Bantz, Paul-Mathias, Arzt
2. Bischoff, Werner, Kunsterzieher
3. Bodammer, Gerhard, Orchestermusiker
4. Bode, Burckhard, Ingenieur
5. Böhnke, Wolfgang, Dipl.-Ing.
6. Börner, Wilko, Kaufmann
7. Bombeck, Hans, Kaufmann
8. Breckwoldt, Jörg, Chemiker
9. Brinkmann, Karl-Erich, Arzt
10. Brüggemann, Joachim, Zahnarzt
11. Bull, Peter, Jurist
12. Busse, Heinrich, Theologe
13. Carstensen, Meinhard, Kaufmann
14. Cramer, Nils, Landwirt
15. Diercks, Uwe, Kaufmann
16. Ebeling, Klaus, Jurist
17. von Ehren, Klaus, Dipl.-Ing.
18. Erler, Peter, Architekt
19. Feindt, Jörn, Tierarzt
20. Felst, Rolf, Physiker
21. Frey, Peter, Kaufmann
22. Ganßauge, Paul-Hermann, Kfm.
23. Gohrbandt, Bernhard, Dipl.-Ing.
24. von Grawert-May, Rutgar, Offz.
25. Günther, Jürgen, Finanzbeamter
26. Haack, Kurt, Kaufmann
27. Haeckel, Helmut, Jurist
28. Hanssen, Felix, Journalist oder Kaufmann
29. Hasselmann, Niels, Theologe
30. Heitmann, Lutz, Jurist
31. Hemming, Helmut, Ind.-Kfm.
32. Hinrichs, Jens, Zahnarzt
33. Hoehne, Harold, Ingenieur
34. Holz, Kuno, Dipl.-Ing.
35. Kampschulte, Stephan, Arzt
36. Kaßner, Peter, Lehrer
37. Kempf, Ulrich, Holzwirt
38. Klemm, Hans-Joachim, Bankkfm.
39. Kluth, Henneke, Kaufmann
40. Koch, Jochen, Jurist
41. Koschig, Erwin, Kapitän
42. Kramer, Heio, Bauingenieur
43. Lensch, Timm, Biologe
44. Locher, Torsten, Jurist
45. Lorenz, Bernd, Zahnarzt
46. Lubitz, Alfred, Physiker
47. Lück, Peter, Kaufmann
48. Matthes, Günter, Bauingenieur
49. Michalski, Wolfgang, Volkswirtschaftler

50. Möller, Michael, Kaufmann
51. Mordhorst, Artur, Kaufmann
52. Nockemann, Klaus, Kaufmann
53. Oelert, Hellmut, Arzt
54. Oetling, Eduard, Dipl.-Techniker
55. Oetzmann, Herbert, Biologe
56. Onken, Hajo, Bankkaufmann
57. Paetel, Werner, Kaufmann
58. Graf von Pfeil, Günther, Bankkaufmann
59. Philippi, Arne, Kaufmann
60. Graf von Polier, Marc, Ind.-Kfm.
61. Rogat, Peter, Chemiker
62. Rump, Kay, Kaufmann
63. Rusch, Walter, Zollbeamter
64. Saß, Knut, Jurist
65. Schmolling, Dietrich, Kaufmann
66. Schnieder, Christian, Katholischer Theologe
67. Scholtz, Dietrich, Schiffsmakler
68. Schröder, Michael, Arzt
69. Schütt, Jan, Ingenieur
70. Segger, Jürgen, Kaufmann
71. Sieveking, Karl, Kaufmann
72. Staecker, Harms, Kaufmann
73. Suhr, Kay, Musiklehrer
74. Vogt, Dieter, Jurist
75. Warnstedt, Friedrich-Wilhelm, Medizinalhistoriker
76. Weiszflog, Friedrich, Jurist
77. Weselmann, Gerd, Schiffsb.-Ing.
78. Wetschky, Eberhard, Dipl.-Kfm.
79. Wiethüchter, Niels, Jurist

Auf der Entlassungsfeier am 25. Februar, die unter Teilnahme der Eltern sowie vieler geladener Gäste und Jubiläumsabiturienten stattfand, stattete, nach einem Scheidegruß des Oberpräfekten Volker Berghahn an die Abiturienten, für seine Kameraden Felix Hansen in fein empfundenen Worten seiner Schule den Dank ab für alles, was sie und ihre Lehrer ihnen in den langen Jahren gegeben hätten. Nach der Ansprache des Direktors, die sich weiter unten im Wortlaut findet, ließ Landgerichtspräsident Begemann als goldener Jubilar die Erinnerung an die eigene Christianeerzeit aufleben und richtete im Namen der Jubiläumsabiturienten an den ausziehenden jungen Jahrgang mahnende Worte fürs Leben.

Besondere Gedenkstunden für die Schulgemeinde fanden statt:

27. 1. 200. Geburtstag Mozarts; es sprachen Kollege v. Schmidt und Borm
17. 2. 100. Todestag Heinrich Heines
15. 3. des 2000. Todestages C. Julius Cäsars gedachte Koll. Lange
16. 6. am Tage der Deutschen Einheit sprach Kollege Scholz zur Schulgemeinde.

Termin für die Klassenreisen war in diesem Jahre wegen der beginnenden Generalüberholung des Schulgebäudes die Zeit unmittelbar vor den Großen Ferien; eine Ausnahme hiervon machten nur die Auslandsreisen zweier Klassen nach Italien bzw. nach Frankreich. Auf Fahrt gingen 20 Klassen. Großer Beliebtheit erfreuen sich auch diesem Jahr die zahlreichen Arbeitsgemeinschaften, die wieder auf freiwilliger Grundlage gebildet sind und die verschiedensten Gebiete behandeln. Dazu kommen wieder die stark besuchten Sprachkurse in Französisch, Spanisch, Portugiesisch und Hebräisch. Mit dem Ablauf des Schuljahres schieden aus dem Lehrkörper die Kollegen StRt. Hamfeldt, StRt. Dr. Krüger, StRt. Dr. Müller, StAss. Ott, StAss. Siemers und StAss. Frl. Dr. Müller. Der Direktor dankte allen für die am Christianeum geleistete Arbeit; dem in den Ruhestand tretenden Kollegen Hamfeldt, der sein 40jähriges Dienstjubiläum feiern konnte, dankte er zugleich im Namen der Schulbehörde und überreichte ihm mit den besten Wünschen für einen schönen Lebensabend die Pensionierungsurkunde. Wegen Erreichung der Altersgrenze ist auch Kollege Kreyenbrock in den Ruhestand versetzt worden; er bleibt jedoch, ebenso wie Kollege Dr. Hensell, der Schule mit einem halben Lehrauftrag noch für das Sommerhalbjahr erhalten. In den Lehrkörper traten ein die Studienassessoren Jantzen, Möbes, Dr. Classen und Köhler. Die Kollegen Jacobi und Wulf hatten ihr 25jähriges Dienstjubiläum. Zur Ausbildung für das Sommerhalbjahr wurden außer den StRef. Strübing, Hauschild und Wernicke dem Christianeum neu zugeteilt die Studienreferendare Liermann, Mitas, Dr. Reich und Schmidt.

Die verschiedenen Lehrsammlungen der Schule sowie Lehrer- und Schülerbibliothek konnten namentlich durch eine besondere Zuwendung von DM 6000,- sowie durch die Spenden des Vereins der Freunde des Christianeums bedeutend erweitert werden. Eine wertvolle Bereicherung war ferner die sehr schöne Edelsteinsammlung, die Michael Winter (Abit. 1955) dem Christianeum schenkte. Allen Spendern sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt!

Lange

DER ELTERNRAT

Mit dem Ende des Schuljahres schieden die Herren Erler, von Ehren, Lensch und Dr. Flügge aus dem Elternrat aus. Ihnen allen gebührt für ihre wertvolle Mitarbeit auch der herzliche Dank der Schule.

In der ersten Sitzung der Klassenelternvertreter im neuen Schuljahr verabschiedete sich ferner unser langjähriger Elternratsvorsitzender Herr Werner Sieveking. Für sein verdienstvolles Wirken sprachen ihm Herr Breckwoldt im Namen des Elternrates und der Direktor im Namen der Schule den herzlichsten Dank aus.

Für das Schuljahr 1956 gehören dem Elternrat folgende Elternvertreter an:

Herr Hasso Eichel, Blankenese, Köhlerstraße 3,
als Erster Vorsitzender

Herr Otto Degen, Othmarschen, Adickesstraße 194,
als stellvertretender Vorsitzender und Schriftführer

Herr Heinrich Sanders
Frau Elisabeth Hoehne
Herr Herrmann Breckwoldt
Frau Dr. Anneliese Pohl
Frau Lolita Aschenbrenner
Herr Otto-Heinrich Ehlers
Frau Dr. Ruth Christensen

Kooptiert:

Herr Ekkehart Huber

Ferner als Vertreter des Lehrerkollegiums:

Herr Dr. Gustav Lange
Herr Dr. Otto Hahn
Herr Albert Paschen

AUS REDEN DES SCHULJAHRES
DER DIREKTOR AN DIE ABITURIENTEN

...In einem dem staatspolitischen Denken des Römers besonders geläufigen Bild hat Ihr Sprecher von dem Glied in der unendlichen Kette gesprochen, das Ihr Jahrgang im Wachsen der Geschlechter darstelle, freilich dann etwas resigniert sich ausgemalt, wie dieser für jeden von Ihnen so illustre Tag im Archiv der Schule als schlichtes Ereignis nüchtern registriert sein werde. Aber wir, Ihre Lehrer, sind, wie Sie zu unserer Freude bemerkt haben, keine Archivare. Wir haben gerne besonders zweierlei aus den Worten Ihres Sprechers vernommen: einmal Ihren Dank für das Ihnen am Christianeum zuteil gewordene Erlebnis einer universitas litterarum, wenn wir dies Wort hier gebrauchen dürfen, und daß wir geholfen hätten, Ihnen bei Ihrem gewiß bald mehr bald weniger intensiven „faustisch unersättlichen Streben" die Grundlagen eines Weltbildes und eine ungefähre Kenntnis Ihres Standortes in der Welt zu gewinnen. Und zweitens, daß Sie in uns nicht bloß Lehrer von Amtswegen gesehen haben, sondern uns glaubten danken zu müssen, über dieses Amt hinaus, für unsere persönliche, rein menschlichliche Führung und Anteilnahme an jedem Einzelnen von Ihnen, indem wir auch so nicht zuletzt Ihrem Reifwerden und Ihrer Persönlichkeitsbildung gedient hätten.

Wir können ja jetzt gerne sagen, daß viele von Ihnen uns diese Hilfestellung durch ihre große Aufgeschlossenheit für die Aufgabe leicht gemacht haben. Es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen in diesem Zusammenhang auch für Ihre opferfreudige Arbeit in der Schülermitverwaltung im Namen der Schule zu danken. Mein Dank gilt den Präfekten ebenso wie den Herausgebern der Schülerzeitung, haben Sie doch mit der Anregung und Durchführung von Diskussionen, mit der Veranstaltung von Filmabenden, mit Ihren Beiträgen zur Gestaltung von Festen, mit der so wichtigen Paketaktion für die Ostzone, mit der Einrichtung von Turnieren und Wettbewerben, um nur einiges zu nennen, einen weiten Kreis umschritten und wertvolle gemeinnützige Arbeit geleistet, die, wie Sie selbst sagen, Ihnen Freude gemacht und Sie auch in vieler Hinsicht erzogen hat.

In Ihren Bildungsberichten haben Sie — und einige sogar in ihren Reifeprüfungsaufsätzen — sich auch um eine Synthese der Ihnen in der Schule gebotenen Bildungsstoffe bemüht und diese — in den wissenschaftlichen Fächern — neben der formalen Aufgabe der Schulung des Geistes, die besonders in der Beschäftigung mit der Mathematik und den alten Sprachen liege, und neben der humanistischen Aufgabe, die vor allem in der Auseinandersetzung mit den unvergänglichen Menschheitsproblemen, wie sie außer der eigenen Literatur bereits die Antike in besonders prägnanten Formulierungen gestellt hat, bestehe, schließlich auch in einer historischen Aufgabe erblickt, insofern besonders das Gymnasium zum Verständnis der Antike als einer der wesentlichen Grundlagen der modernen Kultur anleite und, indem es die Quellen, von denen die abendländische Kultur gespeist ist, erschließe, auch zum Verständnis unserer eigenen Entscheidendes beitrage. Sie haben dabei richtig erkannt, daß, wenn eine Schulform, dann das Gymnasium traditionsbeladen und — sagen wir ruhig — auch traditionsgebunden ist und daher auch für das, was Tradition ist und bedeutet, von Natur aus besonders aufgeschlossen sein muß.

In meinem Amtszimmer blickt mich täglich ein Augenpaar an, dessen Feuer durch die tiefe Weisheit eines reifen Alters einen eigenen, abgeklärten Glanz bekommen hat. Es gehört Theodor Mommsen, dem ersten Nobelpreisträger und hervorragendsten Schüler des Christianeums, der wie selten ein anderer von der für ihn tief in der Antike wurzelnden Macht der Tradition ergriffen war und diese als wirkende Kraft besonders in seinem Erstlingswerk, der Römischen Geschichte, so lebendig nachempfunden und gestaltet hat.

Heute wollte ein anderer Nobelpreisträger hier das Wort ergreifen, um an diesem Tage, weil er vor einem Jahr anläßlich seines 50jährigen Abiturienten-Jubiläums verhindert war, der alten Schule für das, was sie ihm als Bildungsgrundlage für seinen Lebensweg gegeben habe, seinen tiefgefühlten Dank auszusprechen. Hermann Weyl, der große Mathematiker und ebenfalls Gelehrter von Weltruf, dem ich vor wenigen Wochen noch in einer Feierstunde anläßlich der Verleihung des Ehrenbürgerbriefs seiner Vaterstadt Elmshorn die Glückwünsche und eine Erinnerungsgabe des Christianeums überbringen durfte, hat sein Versprechen nicht mehr einlösen können, da ein plötzlicher Tod — unfaßbar für alle, die ihn damals noch in bewunderswerter geistiger und körperlicher Frische sahen — den eben 70jährigen so jäh hinweggerafft hat.

Wenn nicht die Gemälde, die die Rückwand dieser Aula zieren, eine ständige stille Mahnung wären, müßten auch schon die Geburtsorte der beiden eben genannten Christaneer — Gerding auf Eiderstedt und Elmshorn — uns daran erinnern, wie weit über die Grenzen des heutigen Hamburg hinaus bis tief in den nordischen Raum hinein die geistige Ausstrahlung unserer Schule reicht. Das Bewußtsein dieser Tradition wollen wir nicht verkümmern lassen, sondern lebendig erhalten. Lassen Sie mich deshalb Sie in dieser Abschiedsstunde ein weites Stück zurückführen, heute nicht bis zu den alten Griechen, aber immerhin doch über gut 200 Jahre bis zu

einer Manifestation echter Heimatliebe, in der wir ja auch eine Wurzel echter Vaterlandsliebe sehen dürfen. Könnte doch die Kenntnis dessen, was die Vorfahren in mühsamer Arbeit erreicht oder doch wenigstens erstrebt haben, für Sie ein Ansporn sein, es den Vätern in ernstem Bemühen gleich zu tun und an dem Wachsen und Gedeihen des Gemeinwesens mitzuarbeiten.

Wir richten die Blicke zurück auf das Jahr 1744 und erleben einen für unsere Schule denkwürdigen Tag: die feierliche Einweihung des 1738 als Gymnasium academicum oder illustre gegründeten Christianeums.

Hermann Weyl

Die lateinische Festrede des Direktors galt dem Lobe der großen und schönen Stadt Altona, in der das Christianeum seine Heimstätte gefunden hat. Seien Sie unbesorgt, ich hoffe, auch in einer kurzen Übersetzungsprobe Sie die an den klassischen Stilmustern der Antike gepflegte Rhetorik meines Amtsvorgängers erleben zu lassen, und Sie können zugleich selbst entscheiden, wie vieles von den Lobsprüchen auf unsere Vaterstadt auch heute noch seine Gültigkeit hat:

„Fragen Sie nach dem Klima, verehrte Anwesende, so läßt sich nichts Gesunderes denken als die stets bewegte Luft. Legen Sie Gewicht auf eine anmutige Lage, welche andere Landschaft könnte sich dieser am breiten Elbstrom sich hinziehenden mit Recht an die Seite stellen? Wo in aller Welt gibt es zwei so hochansehnliche Städte, um von den kleineren ganz zu schweigen, so viele Inseln, Villen, Gärten und einen in aller Welt so berühmten Strom in nächster Nachbarschaft? An die Handelsverbindungen denken Sie? Hier führt der Belgier, Gallier, Brite, Iberer, Normanne und Russe aus allen Winkeln der Erde seine Waren ein. Nach dem Lebensunterhalt fragen Sie? Hier ist in allen Dingen ein solcher Überfluß vor-

handen, daß die Ersten der Stadt glänzend, die Reichen ausgesucht, der Mittelstand bequem und Leute geringen Standes ruhigen Gemütes leben können. Außer den Arbeitsscheuen braucht hier niemand zu darben."
Begonnen wurde mit dem Bau der Schule, die dann von ihrem königlichen Stifter in seiner Eigenschaft als Herzog von Holstein den Namen Christianeum erhielt, bereits im Jahre 1719. Es dauerte mithin 25 Jahre. Sie werden also jetzt gewiß nachsichtiger urteilen, wenn Sie die Einweihung unseres Sportplatzes oder gar die Errichtung des neuen Gebäudes für unsere Gastschule in Ihrer Schulzeit nicht mehr miterlebt haben; und Sie werden nun auch verstehen, warum der damalige Oberpräsident, Herr von Schomburg, an die Oberschwelle der bereits 1721 wenigstens hergestellten Eingangstür in Vorahnung der vielen Schwierigkeiten die Worte meißeln ließ, die gerade auch auf Ihr Abiturienten-Examen gemünzt sein könnten: in fine laus — am Ende die Anerkennung! Dabei waren es für Sie nur zwölf Schuljahre, und Sie werden von mir nicht erwarten, daß ich Ihnen bei aller Würdigung Ihrer Mühen und Sorgen — wenigstens in der allerletzten Zeit — das Zeugnis ausstelle, welches mein damaliger Amtsvorgänger dem Oberpräsidenten voller Anerkennung zuerkannt hat, daß er mit dem Christianeum zu Bett gegangen und aufgestanden sei.

Doch Ihre Freudenstimmung, der Sie sich an diesem Tage gerne hingeben dürfen, ermutigt mich, Sie heute noch einmal — es ist bestimmt das letzte Mal — mit einer lateinischen Ode zu befassen, nämlich mit dem Gedicht, mit dem auch das Professorenkollegium bei dieser Einweihungsfeier die Festfreude einfangen wollte und seinerseits zum Lobe Altonas mit hohem poetischem Schwung also anhob:

Numquam quadrigis splendidioribus
Nec faustiore, credimus, omine
Titan inauravit comata
Purpureo tua rura flore
Pulcro renidens Altona sidere.

Sie werden nichts dagegen haben, wenn heute ich übersetze:

Niemals hat mit glänzenderem Gespann, so glauben wir,
noch mit glücklicherem Vorzeichen der Titan — gemeint
ist der Sonnengott als Sohn des Titanen Hyperion —
Deine bewaldeten Auen mit Purpurglanz vergoldet, du mein
Altona, strahlend in der Sonne herrlichem Widerschein.

Doch die Gerechtigkeit gebietet es, wenigstens auch den Schluß eines anderen Festgedichts hier anzuführen, um zu zeigen, was für ein nüchterner Reimschmied Gottschedtscher Art auch ein Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst am Christaneum sein konnte:

Wo bin ich, und was hör ich da?
Was zieht sich von der Höh' herunter?
Da ich die Tugenden des Königs glänzen sah?
Was für ein Klang macht mich aus der Entzückung munter?
Wie, ist es nicht der Widerhall
Von einem lauten Jubelschall,
Der Dich, o Altona, durchdringet:
Der in dem neuen Elbathen,
Das wir in Dir neu prangen sehn,
Des großen Stifters Ruhm der Nachwelt überbringet?

Ich irre nicht. Ich höre euch,
Ihr jauchzenden, ihr regen Chöre.
O stärket meinen Ton und singt mit mir zugleich,
Daß unser Christian ihm würd'ge Lieder höre,
Dankt, wie er euch begnadigt hat!

Singt, werdet nie im Singen matt;
Ihr rühmt Ihn doch noch stets zu wenig,
Er ist, und wer gesteht das nicht,
Da es die Wahrheit selber spricht,
Der allerbeste Fürst, der allergrößte König.

Nachdem so die Muse hinreichend zu Worte gekommen ist, dabei vielleicht auch schmollend ihr Haupt verhüllt hat, wollen wir es uns nicht versagen, unsere Blicke noch auf den äußeren Hergang des Festtages zu werfen, wie der Chronist ihn schildert: Es ist morgens 8 Uhr. Unter feierlichem Glockengeläute bewegte sich ein stattlicher Zug durch die mit Fahnen und Girlanden festlich geschmückten und von einer dichten Zuschauermenge eingesäumten Straßen der Stadt. An der Spitze ritt ein Detachement Kürassiere, dann kamen unter Vorantritt von Pauken und Trompeten zunächst sämtliche Klassen des Gymnasiums, darauf die Professoren, ein jeder von einem königlichen Beamten begleitet, und der Direktor der Schule samt dem Magistrat und der Geistlichkeit der Stadt, Vertreter der Ritterakademie zu Lüneburg und des Hamburger Johanneums, Abgeordnete der Landschaft Eyderstädt und der Herrschaften Pinneberg und Rantzau. Darauf folgten die 4 Insignienträger: Graf Stolberg, der die Fundationsurkunde in einer silbernen Kapsel trug; Graf von Haxthausen, der das Siegel des Gymnasiums auf einem roten Tuchkissen mit goldenen Quasten trug; Herr von Qualen, der die Matrikel ebenfalls auf einem Kissen trug; und Herr von Mecklenburg, der die zwei vergoldeten Schlüssel trug. Unmittelbar dahinter schritten die beiden Gymnasiarchen: Präsident von Schomburg — Sie sehen sein Bildnis auf der Rückwand unserer Aula in der Mitte — und Propst Bolten, und schließlich die beiden königlichen Kommissare: der Administrator der Grafschaft Rantzau, Freiherr von Soelenthal, und der Kanzler des Herzogtums Holstein, Reichsgraf zu Lynar — sichtbar auf den beiden anderen Gemälden in der Mitte der Rückwand unserer Aula.

Nach einer kirchlichen Feier mit der Festpredigt von Propst Bolten zog die Prozession über den Markt durch die Königstraße zur Schule. Hier hielt Reichsgraf zu Lynar die Einweihungsrede, ließ die Fundationsurkunde durch einen Sekretär verlesen und übergab dann die Insignien: die beiden vergoldeten Schlüssel, die Matrikel und das Siegel des Gymnasiums dem Direktor. Diese ganzen Feierlichkeiten dauerten bis nachmittags 2 Uhr. Dann vereinte ein vorzügliches Mahl, das für königliche Rechnung in einem vornehmen Wirtshause, der Sägemühle, bereitet war, alle Festteilnehmer. „Nachdem wir gut gegessen und getrunken hatten unter Paukenschall und Kanonenschüssen, so beschließt unser Chronist seinen Bericht, kreiste ein großer vergoldeter Pokal, bis an den Rand mit Wein gefüllt, an der Tafel, bis wir alle betrunken waren, ich zum ersten Male in meinem Leben. Dann fuhren wir alle nach Hause, und so schloß der feierliche Tag."

Aber nicht das Fest. Gefeiert wurde eine ganze Woche lang. Zur Ehre der Schule sei es aber gesagt, daß nicht bloß mit den Humpen, sondern auch mit dem Geist gestritten wurde. Uns soll hier weniger etwa die Disputation beschäftigen, in der der Professor de Cilano mit Monsieur Biel aus Bredstedt die Abhandlung de vi centripeta, also die Zentrifugalkraft verteidigte, als eine Schrift, die von den Schulen der alten Deutschen handelte, weniger, weil sie das erwachende Interesse für altdeutsche Geschichte zeigt, als weil sie erkennen läßt, auf welchen Krücken damals die deutsche Geschichtsforschung noch ging. Wo die Berichte der antiken Schriftsteller nur spärlich fließen, wird der Phantasie freier Spielraum gelassen, und Lebenserscheinungen weit späterer Epochen werden munter in die älteste Zeit hineinverlegt: Ich wage es, Reminiszenzen an Ihre früheste lateinische Schriftstellerlektüre zu wecken. Sie alle haben Cäsars berühmte Kapitel über die Sitten der Gallier und Germanen gelesen, aber kaum sich zu so kühnen Schlüssen verstiegen, wie sie von dem gelehrten Professor gezogen werden: Die Gleichsetzung der alten Kelten und Germanen, Ihnen vielleicht von Klop-

stock geläufig, mag noch angehen; aber allen Ernstes meint der Verfasser dann weiter, es sei kein Zweifel, daß der oberste Druide — Sie erinnern sich jener keltischen Priesterkaste — auch allemal der oberste Scholarch werde gewesen sein. Und bezüglich ihrer Lehre ist er so kühn, zu äußern: „Daß sie an eine Dreieinigkeit geglaubt hätten, das glaube ich zwar nicht, so sehr ich es auch wünschen wollte. Von der Beschuldigung einer allzugroßen Vielgötterei aber können sie in den ältesten Zeiten füglich losgesprochen werden." Die Absolution wird daher erteilt: „Von dem unendlichen höchsten Wesen hegten sie nämlich einen edlen Begriff."

Doch als ehemalige Präfekten und als Lupe-Mitarbeiter, die mit Recht stolz sein können, in den an unserer Schule eingerichteten Diskussionsabenden und in der Schülerzeitung sich ein Sprachrohr in die Öffentlichketi, meinetwegen auch ein Ventil gelegentlicher Unzufriedenheit geschaffen zu haben, werden Sie gewiß erstaunt sein, zu hören, daß auch der damaligen Schülergeneration bereits solche Diskussionen nicht fremd waren. Was meinen Sie, meine Herren Kommilitonen aus den 11. Klassen, zu einem Thema, wie es uns von den damaligen Obersekundanern in jenen Festtagen überliefert ist, zu einer Untersuchung der Frage: „Ob man sich mehr um das Aufnehmen der Wissenschaften oder der Handlung zu bekümmern habe"?

Sie, meine lieben Abiturienten, haben durch Ihre erfolgreich absolvierte Schulzeit schon die Antwort gegeben: Bei aller Aufgeschlossenheit für die Notwendigkeit von navigare und commercium, wie es in unserer merkantilen Hansestadt wohl selbstverständlich ist: kein Entweder - Oder, sondern beides. Und zwar erst das eine als Grundlage für den künftigen Beruf und dann das andere als Ihre Lebensaufgabe, das von den Vätern überkommene Erbe fortzuentwickeln, aber nicht in enger, rein egozentrischer Sicht, sondern als gebildete und auch innerlich freie Menschen in weiter Blickrichtung auf das Ganze, auf das Gedeihen des Gemeinwesens, wie es selbstbewußt und mahnend zugleich die Worte an dem Rathaus unserer Vaterstadt fordern: Libertatem, quam peperere maiores, digne studeat servare posteritas die Freiheit, d. h. die äußere, aber auch die innere, die geistige Freiheit, die schwer errangen die Alten, möge die Nachwelt würdig zu erhalten trachten.

Wenn Sie mit einer solchen Blickrichtung heute aus diesem Ihnen so vertrauten Kreise scheiden, dann darf die Schule hoffen, daß Sie einen entscheidenden Teil ihrer Aufgabe an der ihr anvertrauten Jugend erfüllt hat. Mögen Sie, meine lieben Abiturienten, immer, wohin auch das Leben Sie als künftige Führer einst stellen wird, sich in Ihrem Beruf auch Ihrer Verpflichtung gegenüber der Allgemeinheit bewußt sein. Dann sind Sie würdige Christianeer, auf die Ihre alte Schule mit Stolz und Freude zurückblicken wird. In dieser Hoffnung entläßt das Christianeum Sie mit den besten Wünschen für Ihre Zukunft.

STUDIENRAT HERMANN HAMFELDT TRITT IN DEN RUHESTAND

1891 in Schleswig geboren — Besuch der Domschule in Schleswig
1910—1916 Studium in Göttingen, Berlin, Kiel
2 Jahre Soldat im Kriege
1916—1923 am Christianeum
—1927 Meldorf
—1932 Rg. Eckernförde
seit 1932 wieder am Christianeum

Das sind die nackten Daten, wie sie in der Chronik der Schule verzeichnet stehen — ein paar nüchterne Zahlen. Doch was steckt dahinter für ein Leben, was für ein Erleben, welche Freude, die Sie in mehr als 30 Jahren, allein am Christianeum, im Unterricht ihren Schülern gegeben, welche Freude, die Sie selber als Lehrer und Erzieher der Jugend in Ihrem Beruf empfangen haben.

Mit 31 Jahren Wirkens an unserer Schule sind Sie der Kollege mit der längsten Zugehörigkeit zum Christianeum. Ich kenne den größten Teil Ihres Schaffens nur aus der Überlieferung. Doch diese geht einhellig dahin, daß Sie sich selbst in dieser langen Zeit stets treu geblieben sind in Ihrer Art, abgeneigt allem Lauten und Aufdringlichen, in Stille und Bescheidenheit wirkend, voll Güte gegen Ihre Schüler, für deren Wünsche und Schwächen Sie eher zu viel als zu wenig Verständnis besaßen.

Dieser Grundzug Ihres Wesens, Ihre große Güte und nachsichtige Milde hat in der langen Kette von Schülergenerationen die Erinnerung an Sie mit den Gefühlen der Dankbarkeit und Verehrung fest verankert, ebenso wie im Kollegium Ihre freundliche, stets hilfsbereite Art Ihnen nur Freunde erworben hat.

Als begeisterter Altphilologe galt Ihre Liebe der Antike. Vermochte Ihnen als 1. Semester Göttingen, abgesehen von Wendland und Max Lehmann noch nicht viel zu sagen, so haben Sie für Ihre Entwicklung und Ihren Beruf die tiefsten und entscheidenden Anregungen in Berlin bekommen, wo — bezeichnend für Sie — nicht etwa Wilamowitz, sondern Eduard Norden und Hans Delbrück — und später in Kiel Werner Jäger — am stärksten auf Sie gewirkt haben.

Daher rührt auch Ihre große Liebe zur alten Geschichte, insbesondere auch zur Kriegsgeschichte. So waren Sie neben der Schriftstellerlektüre gerade in diesem Unterricht als fesselnder Erzähler von Ihren Schülern vor allem geschätzt.

Besonders gedankt sei Ihnen auch für den regen Anteil, den Sie an der Geschichte und der Repräsentation unserer Schule nahmen durch Ihren Einsatz s. Zt. an der Seite des trefflichen Kollegen Wendling im Festausschuß zur Vorbereitung der 200-Jahrfeier des Christianeums.

Oft wurden Sie daher als Hort der Erinnerung und Tradition unserer Schule gefragt: Wie war es damals? Können Sie noch etwas über den Fall sagen?

Da werden Sie uns künftig sehr fehlen. Aber uns tröstet der Gedanke, daß Sie in unserer Nähe bleiben, und daß Sie versprochen haben, recht oft bei uns weiter als „Verkehrsgast" zu erscheinen.

Der Zufall will es, daß Ihr Fortgang mit Ihrem 40jährigen Dienstjubiläum zusammentrifft. Nehmen Sie aus diesem Anlaß die besonderen herzlichen Glückwünsche Ihrer alten Schule und Ihrer Kollegen entgegen.
Im Auftrage der Schulbehörde habe ich Ihnen Ihre Pensionierungsurkunde zu überreichen und spreche Ihnen im Namen der Schulbehörde sowie im Namen des Christianeums in dieser Abschiedsstunde für Ihre treuen Dienste den herzlichsten Dank aus.

Damit verbinde ich die innigsten Wünsche von uns allen für Ihr weiteres Wohlergehen. Mögen Ihnen noch recht viele schöne Jahre in Ihrem otium cum dignitate beschieden sein!

„LASSET EUCH VERSÖHNEN MIT GOTT!"

Die Kirchentagslosung im Christianeum, eine Morgenandacht am 20. August 1956

Etwa 600 000 evangelische Christen aus dem ganzen Deutschland haben sich in den ersten Tagen dieses Monats in Frankfurt (Main) zusammengefunden. Die Losung, unter der sie — Menschen verschiedener Richtungen, Parteien und einander feindlicher politischer Systeme — sich getroffen und eine Woche miteinander geredet und auf einander gehört haben, wollen wir heute bedenken, und uns fragen, was dieser Zuruf: „Lasset Euch

---

Das „Christianeum" trägt schon einen Zipfel des neuen Gewandes: Es trägt in seinem Namen, über den Umweg, daß man einen Menschen „Christianus" zu nennen wagte, den Namen des Christus.

versöhnen mit Gott" für uns und unsere Schule bedeuten könnte. Das Losungswort steht in dem zweiten Sendschreiben, das der Apostel Paulus an die Gemeinde in Korinth gerichtet hat:

2 Kor. 5, 18—21, 17. Alles kommt von Gott, der uns mit sich versöhnt hat durch Christus und uns das Amt der Versöhnung verliehen hat. Ja, so ist es: Gott war es, der in Christus die Welt mit sich selber versöhnte, indem er ihnen ihre Übertretungen nicht anrechnet und in uns das Wort von der Versöhnung gelegt hat. So sind wir also Botschafter an Christi Statt, als ob Gott durch uns mahne. Wir bitten für Christus: Lasset Euch versöhnen mit Gott. Den, der keine Sünde kannte, hat er für uns zur Sünde gemacht, damit wir in ihm die Gerechtigkeit würden, die vor Gott gilt. Darum, ist einer in Christo, so ist er eine neue Schöpfung. Das Alte ist vergangen, siehe, es ist neu geworden.

Ich beginne mit einem kleinen Erlebnis, das ich am Sonnabend in der Schule hatte. Ich erzähle es, weil das kurze Gespräch mit einem Jungen erfreulich ehrlich war und zum anderen unsere Stellung Gott gegenüber haargenau traf. Als ich seine Klasse in der Pause einlud, zur nächsten Andacht zu kommen, sagte er: „Ach, Sie wollen uns ja doch nur verführen." Auf mein Erstaunen erklärte er dann näher: „Ja, wir sollen ja unbedingt an Gott glauben!" Ich dämpfte die gutgemeinten Zurufe seiner Kameraden, die glaubten, daß ein so ehrliches Wort nicht an das Ohr eines Religionslehrers kommen dürfe, und fragte zurück: „Ja, meinst Du denn, daß Du an Gott glauben kannst. Das ist es ja gerade, daß Du von Dir aus gar nicht imstande bist, an Gott zu glauben." Er protestierte heftig — wir mußten uns danntrennen — er schien aber fest davon überzeugt zu sein, daß, wenn es Gott überhaupt gäbe, es jederzeit in seiner Macht stünde, den Weg zu ihm frei zu haben und ihm die je erforderliche Aufmerksamkeit, Achtung, Beachtung oder Mißachtung zu schenken.

Eine zweite Vorbemerkung: In dem letzten Sonntagsartikel der Welt, dem „Wort zum Sonntag" wird von Gerd Heinz Mohr eine interessante Beobachtung mitgeteilt. Von Amerika sind zu uns Bücherreihen herübergekommen, die Rezepte zur rechten Lebensführung geben, die sog. „How-to"-Bücher, z. B. „Wie man Freunde gewinnt", „Wie man seine Ferien richtig verbringt", „Wie man staatsbürgerlich denkt", „Wie man Krankheiten vermeidet", „Wie man Kinder erzieht" (vielleicht auch „Wie man Lehrer richtig behandelt", „Wie man seine Schularbeiten mühelos erledigt") — kurz „Wie man" sein Leben menschlich, glücklich und sinnvoll verlebt. Sieht man genauer hin, so meint der Verfasser, könne man in diesen Rezepten für die rechte Lebensführung die zehn Gebote entdecken. Alle Gebote seien in den vorsichtigen, ja religiösen Formulierungen wiederzuerkennen, alle Gebote seien vorhanden, bis auf eines : Das 1. Gebot, das vergessen sie stets. Auf das 1. Gebot: „Ich bin der Herr, Dein Gott, Du sollst nicht andere Götter haben neben mir", verzichtet man, und nun ruhen alle die schönen moralischen Wegweisungen für ein gutes Handeln in sich selbst, sie sind nicht mehr in Gott verankert, sondern in dem schwachen „guten Willen" des Menschen — genau wie unser Freund aus dem Christianeum die Erkenntnis Gottes in seinem eigenen menschlichen Verstehen begründet glaubt. So können dann allerdings die angepriesenen Wegführungen am Ende zu „Verführungen" werden.

Was sagt nun unser Text zum rechten Erkennen und zum rechten Tun? Wendet nicht ein, die Losung des Kirchentags sei ja auch ein moralischer Imperativ, ein Befehl an den Menschen, und so käme es zunächst auf des Menschen Tun an. Aber es heißt ja nicht: „Versöhnt Euch mit Gott", sondern: „Lasset Euch mit Gott versöhnen!". Der Mensch soll etwas hinnehmen, eine Gabe annehmen. Dieser Imperativ an den Menschen beruht auf einem Indikativ, in dem ein Handeln Gottes berichtet wird: „Alles kommt von Gott, der uns mit sich versöhnt hat durch Christus." Umdenken müssen wir: „Gott zuerst". Aber können wir denn umdenken und die rechte Reihenfolge

Gott/Mensch wiederherstellen? Wenn es zur Versöhnung zwischen Gott und Mensch kommt, so geschieht es nicht durch einen bloßen Wandel der Gesinnungen auf beiden Seiten, auf der Seite Gottes und der Seite des Menschen. So leicht und billig ist diese Hilfe nicht zu haben. Der Mensch sitzt fest in der Burg seines Ichs als sein eigener Gefangener. Der Mensch kreist um sich selbst und nicht um Gott, er wäre niemals imstande, die Voraussetzung für die Versöhnung mit Gott zu schaffen und damit zum rechten Erkennen Gottes und zur Führung eines Gott rechten und glücklichen Lebens zu kommen. Die Versöhnung geschieht durch eine Tat, die Gott vollzieht. Gott ist es, der den Abgrund zwischen Mensch und Gott überbrückt, aber nicht so, daß er den Menschen neue Wegweiser gibt — der Mensch würde sie schnell wieder umstellen und in die von ihm gewünschten Richtungen drehen. Nein, Gott macht sich selbst zur Brücke und zum Weg, indem er in Christus einen Tausch, einen Austausch mit dem Menschen vornimmt. „Ihn, der keine Sünde kannte, hat er für uns zur Sünde gemacht." Alles, was an mir und Dir schlecht ist, unseren Hochmut und unsere Niedergeschlagenheit und schnelle Verzweiflung, unsere Mißgunst und unsere Ungeduld, unsere Feigheit und Kleingläubigkeit, ja, auch unser Unvermögen zu glauben, daß Gott lebt und handelt, alles das hat er Christus in seinem Tod auf sich nehmen, von uns wegnehmen lassen. „Damit wir in ihm, der bis zum Tode gehorsam war, die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, empfangen", sie gleichsam, wie ein neugeschenktes Gewand anziehen. Denn durch die Versöhnungstat Gottes in Christi Tod und Auferstehung ist nun in **einem** Punkt unsere menschliche Welt mit allen ihren Nöten, ihrer Schuld und ihrem Sterben völig neu geworden, durch Gott neu geschaffen worden. Durch den „seligen Tausch" zwischen Mensch und Christus, wie Luther es nennt, und nicht durch ein frommes Tun des Menschen, ist die Voraussetzung für die Versöhnung mit Gott geschaffen.

Ihr werdet jetzt fragen: Was bleibt auf der Seite des Menschen denn noch zu tun? Nichts anderes als den neuen Anfang mit dem eigenen ganzen Leben (und nicht etwa nur mit dem „Sonntagsleben") weiterzuleben als ein Glied am Leibe Christi, in der Gewißheit, „ist einer in Christo, so ist er eine neue Schöpfung. Das Alte ist vergangen, siehe, es ist neu geworden". Nichts anderes bleibt zu tun übrig, als sich das alte Gewand ausziehen und das neue, das Christus gehört, anziehen zu lassen. Gott sieht Dich und alle Menschen jetzt in dieser Umwandlung und Verkleidung als den neuen Menschen an, und auch Du darfst Dich über alle noch kommenden Verzweiflungen und Rückschläge hinweg als den neuen Menschen ansehen und Du wirst Deine Mitmenschen nicht mehr so ansehen, wie sie Dir erscheinen, unsympathisch, gehässig und hassenswert, sondern so, wie sie Gott bekleidet hat, und kannst dann mit Johannes sagen: „Wir wissen, daß wir vom Tode ins Leben gekommen sind, **denn** wir lieben die Brüder." Als einer, der die Wirkung der Versöhnung mit Gott erfahren hat, wirst Du — so unvollkommen Dir Dein Leben noch erscheint — mit dem „Neuen" in Deinem Leben Christi Versöhnungstat weiter geben, wirst Du — so ungeheuerlich es Dir klingen mag — ein Botschafter an Christi Statt werden und die Menschen anreden: „Lasset Euch versöhnen mit Gott!"

Was könnte die Annahme der Kirchentagslosung praktisch für unser Christianeum bedeuten? Wohl dreierlei:

1. Die ganze Woche wird hier in der Schule „Pädagogik" betrieben. Menschen werden von Menschen menschlich, vielleicht manchmal allzu menschlich erzogen. Der Sonntag ist für viele Lehrer und Schüler kein Sonntag mehr, sondern ein Tag des Menschen wie alle übrigen Tage. Aber einmal in der Woche würde hier in unserer Schule, wenn wir die Kirchentagslosung annehmen, nicht Menschenwort gehört werden. Wir würden uns von uns wegwenden und uns umkehren lassen, uns an den Punkt der neuen Schöpfung stellen und uns die Erziehungsarbeit Gottes an uns, die Paideia tou theou gefallen lassen, hier in unserer Andacht am Wochenbeginn.

2. Die Menschen des Christianeums würden in größerer Geduld und Freundlichkeit miteinander umgehen, da sie sich gegenseitig nicht mehr sehen, wie sie menschlichen Augen erscheinen, sondern wie Gott sie ansieht als eine neue in Christus Gott rechte Schöpfung. Aus demselben Grunde würden sich die Menschen des Christianeums weniger gleichgültig aus dem Wege gehen, sondern dem anderen nachgehen und ihm in aller Festigkeit zu helfen suchen bis zu dem Grade, daß sie auch einmal unbequem werden und sich unbeliebt machen — dies alles, weil sie Brüder und füreinander vor Gott verantwortlich geworden sind.

3. Das Schwerste: Die Menschen des Christianeums würden vor den Kollegen und vor den Schülern als Botschafter an Christi Statt das Wort von der Versöhnung weitersagen, ohne menschliche Frömmelei, aber mit aller Festigkeit, im Zutrauen, daß Gott ihnen das rechte Wort geben wird. Der geringste Dienst wäre, selbst zur Andacht zu kommen und in dem menschlichen und oft irrenden Wort des Sprechers das Wort Gottes zu hören: das Evangelium, das frohe Wort von der Versöhnung, den Indikativ: »Ihr seid versöhnt mit Gott" und den Imperativ: „Lasset Euch versöhnen mit Gott."

Kuckuck

Christliche Morgenandachten werden im Wechsel zwischen Lehrern und Schülern regelmaßig montags, 7.45 Uhr, vor Schulbeginn in der Aula gehalten. Die Teilnahme ist freiwillig.

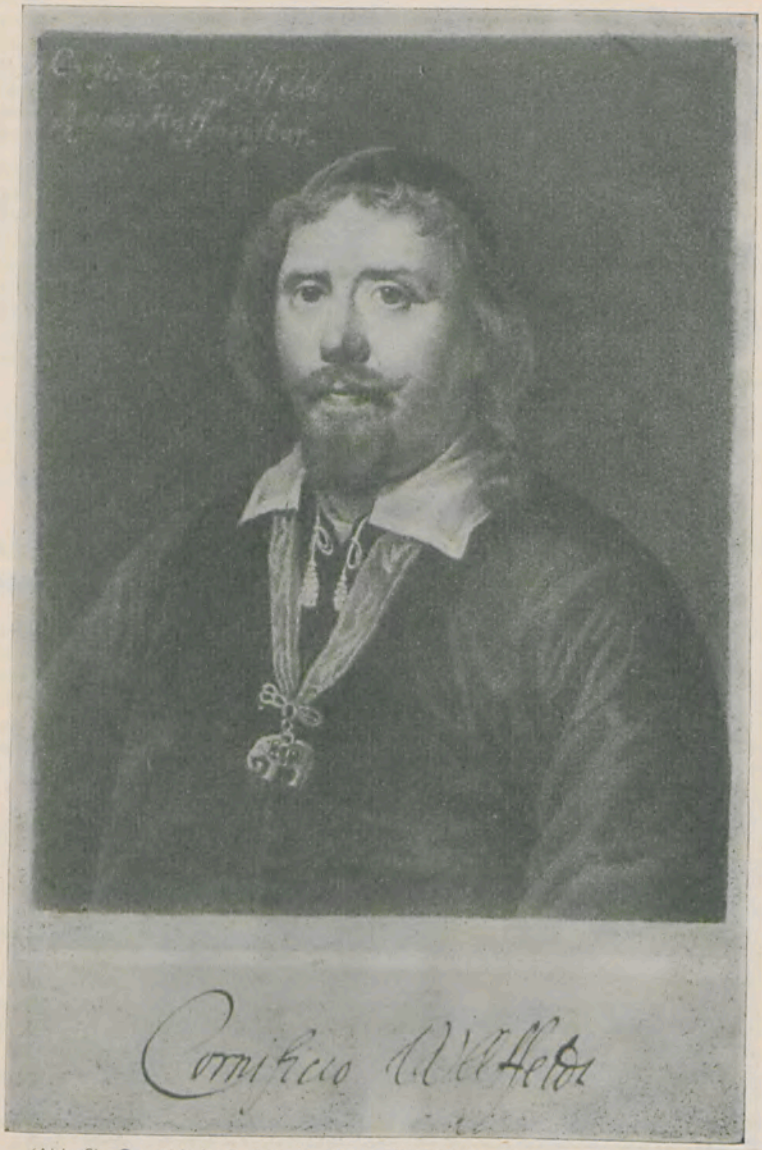
DAS ORIGINALMANUSKRIPT DER SELBSTBIOGRAPHIE DER DÄNISCHEN KÖNIGSTOCHTER LEONORA CHRISTIANA*

Deutsche und dänische Presse- und Radioberichte verwiesen in den letzten Jahren wiederholt auf ein besonderes Kleinod der Lehrerbibliothek des Christianeums, das berühmte Leonora-Christina-Manuskript.
Es enthält die Selbstbiographie der dänischen Königstochter Leonora Christina (Abb. 1) in französischer Sprache. Sie lebte von 1621—1698 und entstammte einer Ehe zur linken Hand, die ihr Vater, König Christian IV., mit Kirsten Munk, einer Dame aus vornehmer dänischer Familie, im Jahre 1615 eingegangen war. Da die Tochter anmutig und begabt war, erfreute sie sich der besonderen Zuneigung ihres Vaters, der sie sorgfältig erziehen ließ. So lernte sie die deutsche und französische Sprache, erfuhr eine gründliche Ausbildung in Musik, Rechnen sowie Zeichnen und stellte durch ihre Leistungen ihre Geschwister weit in den Schatten.
Als sie 7 Jahre alt war, wurde sie vom König dem Corfitz Ulfeldt (Abb. 2), einem Edelmann aus hochangesehenem dänischen Geschlecht, verlobt. Mit 15 Jahren wurde sie seine Frau. Hochbegabt, war dieser Ulfeldt ein unruhiger, impulsiver, unsteter Charakter, dem es aber durch seine Begabung und Gewandtheit gelang, am Hofe seines Schwiegervaters bedeutenden Einfluß zu gewinnen. So errang er 1643 die damals höchste dänische Würde, die eines Reichshofmeisters, und verfügte schließlich über eine solche Macht, wie sie nie zuvor ein Reichshofmeister in Dänemark besessen hatte; ja, in den letzten Jahren der Regierung Christians IV. hat in Wirklichkeit Ulfeldt Dänemark regiert. Seine hohe Stellung soll ihn nach dem Tode Christians IV. im Jahre 1648 — die Thronfolge war nicht geregelt — sogar dazu verführt haben, die Hand nach der Krone auszustrecken. Sein Verhältnis zu Friedrich III., dem Nachfolger, war daher von Anfang an getrübt. Vor allem mißfiel er der neuen Königin, Sophia Amalia, die ihn und seine Gattin wegen seiner Macht haßte und nicht ruhte, bis es ihr gelang, ihn

---

*) Auszug aus: H. Haupt, Das Leonora-Christina-Manuskript des Christianeums in Hamburg-Altona (Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte, 80. Bd., Neumünster 1956.)

(Abb. 1) Gemälde im Besitze des Nationalhistorischen Museums in Frederiksborg.



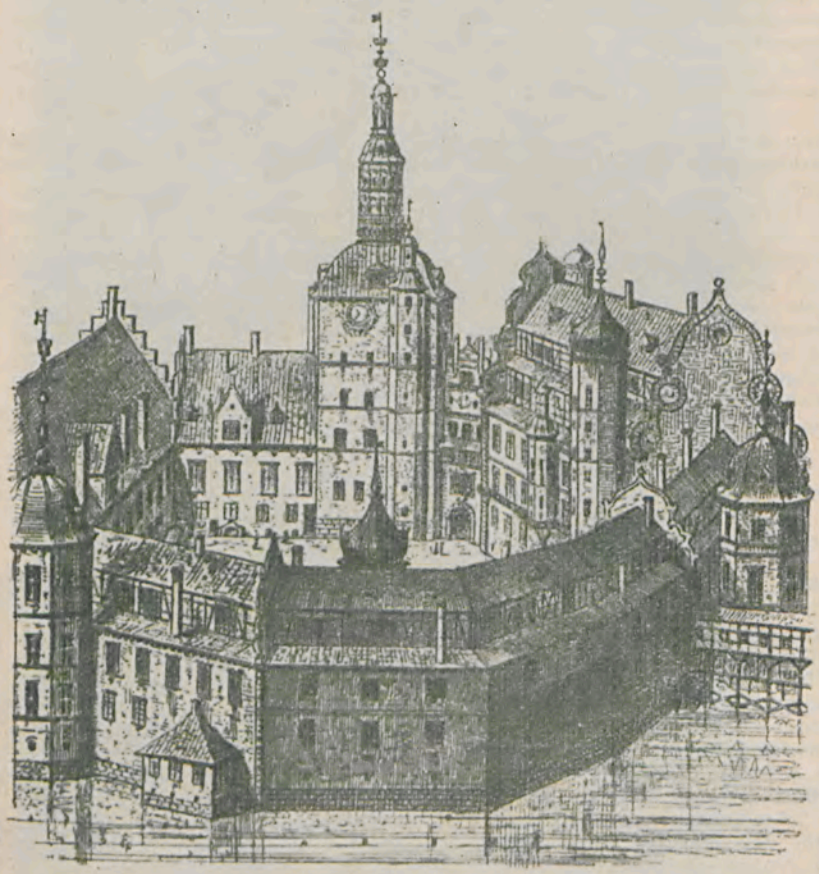
(Abb. 2) Gemälde im Besitze des Nationalhistorischen Museums in Frederiksborg

aus seinem Amt zu drängen und aus Dänemark zu vertreiben. Auf schwedischem Boden fand er eine neue Heimat, und es ist menschlich zu verstehen, daß Ulfeldt sich später dem schwedischen Könige, Carl X. Gustav, bei seinem Feldzug gegen Dänemark angeschlossen hat. Leonora Christina hat ihren Mann in dieser Notzeit nicht im Stich gelassen. Sie hat ihn auf der Flucht aus Dänemark begleitet. Als dann der für Schweden glückliche Krieg die schwedischen Truppen, bei denen ihr Mann sich befand, in den Süden Schleswig-Holsteins geführt hatte, eilte sie ihm von ihrem Wohnsitz Barth in Pommern nach, um die Gefahren und Strapazen des Feldzuges mit ihm zu teilen. Sie traf ihn in Ottensen bei Altona, ließ sich nicht von ihrem Manne bewegen, in das sichere Hamburg zurückzukehren, sondern nahm an dem Unternehmen, das bis vor Kopenhagen führte, bis nach Fünen teil. Daß Ulfeldt durch seine Parteinahme für Schweden seine letzten Anhänger in Kopenhagen verlor, konnte nicht ausbleiben.

Aber man begann in Schweden, ihm zu mißtrauen, und als ihm auf den Verdacht der Konspiration mit den Dänen hin in Malmö der Prozeß gemacht wurde, entzog er sich mit seiner Frau der bevorstehenden Verurteilung durch die Flucht nach Dänemark, wo die beiden ebenfalls ein bitteres Los erwartete. Sie wurden in Hammershuus auf Bornholm festgesetzt. Bald nach ihrer Freilassung wandten sie sich im Juni 1662 nach Brügge. Hier soll Ulfeldt durch einen Vertrauensmann zweimal dem Großen Kurfürsten die dänische Krone angeboten haben. Doch dieser ließ dem dänischen Könige von diesem Anerbieten Mitteilung machen. Darauf wurde Ulfeldt in Abwesenheit von einem Gericht in Kopenhagen am 24. Juli 1663 ohne Verhör und Verteidigung als Hochverräter zum Tode verurteilt. Auf die Kunde davon versuchte er im Februar 1664 über den Rhein nach Breisach zu entkommen. Eine plötzliche schwere Erkrankung raffte ihn jedoch auf dieser Flucht im 60. Jahre seines Lebens dahin.

Schon vor der zweiten Unterredung mit dem brandenburgischen Unterhändler in Brügge — bei der ersten war Leonora Christina nach dessen Aussage auch nicht zugegen gewesen — hatte sie, auf den Wunsch ihres Mannes hin, im Mai 1663 eine Reise nach England angetreten, um von Karl II. eine geliehene Geldsumme zurückzufordern. Der englische König hielt sie jedoch nicht nur hin und gab ihr das Geld nicht zurück, sondern erklärte sich auch mit ihrer Verhaftung durch den dänischen Gesandten einverstanden. Auf diese Weise hoffte er seiner Rückzahlungspflicht enthoben zu werden, während der dänische Gesandte zu einem Werkzeug in der Hand der alten Feindin Leonora Christinas, der Königin Sophia Amalia, wurde. So wurde Leonora Christina auf ihrer Rückreise aus England am 9. Juli 1663 in Dover hinterlistig gefangengenommen und nach Kopenhagen gebracht, wo sie am 8. August 1663 ankam. Der sogenannte „Blaue Turm" des königlichen Schlosses — ein entsetzliches Gefängnis — wurde ihre Unterkunft (Abb. 3). 22 Jahre später erst durfte sie ihn wieder verlassen. Und das alles nur unter dem Verdacht bzw. dem Vorwand der Mitwisserschaft! Nie ist ihr der Prozeß gemacht, niemals ein Urteil gefällt worden! Dabei war sie — zu diesem Schluß zwingen außer ihrer Selbstbiographie vor allem ihre Angaben in der „Jammers Minde", ihrem zweiten berühmten biographischen Werk — unschuldig und ohne Kenntnis des Hochverrats ihres Mannes. Erst nach dem Tode der Königin Sophia Amalia im Jahre 1685 ist sie wieder auf freien Fuß gesetzt worden. Sie ging nach Maribo auf Laaland und ist dort am 16. März 1698 gestorben.

Noch im Gefängnis, im Jahre 1673, ist ihre in französischer Sprache abgefaßte Biographie entstanden. Seit langem wußte man um diese Niederschrift, da Abschriften und lateinische Übersetzungen existierten. Der dänische Gelehrte Birket Smith konnte sie deshalb schon 1871/72 nach einer in der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen vorhandenen Abschrift herausgeben. Wo die Urschrift sich befand, war jedoch weder ihm noch ande-



DAS ALTE SCHLOSS IN COPENHAGEN

MIT DEM BLAUEN THURM.

(Abb. 3)

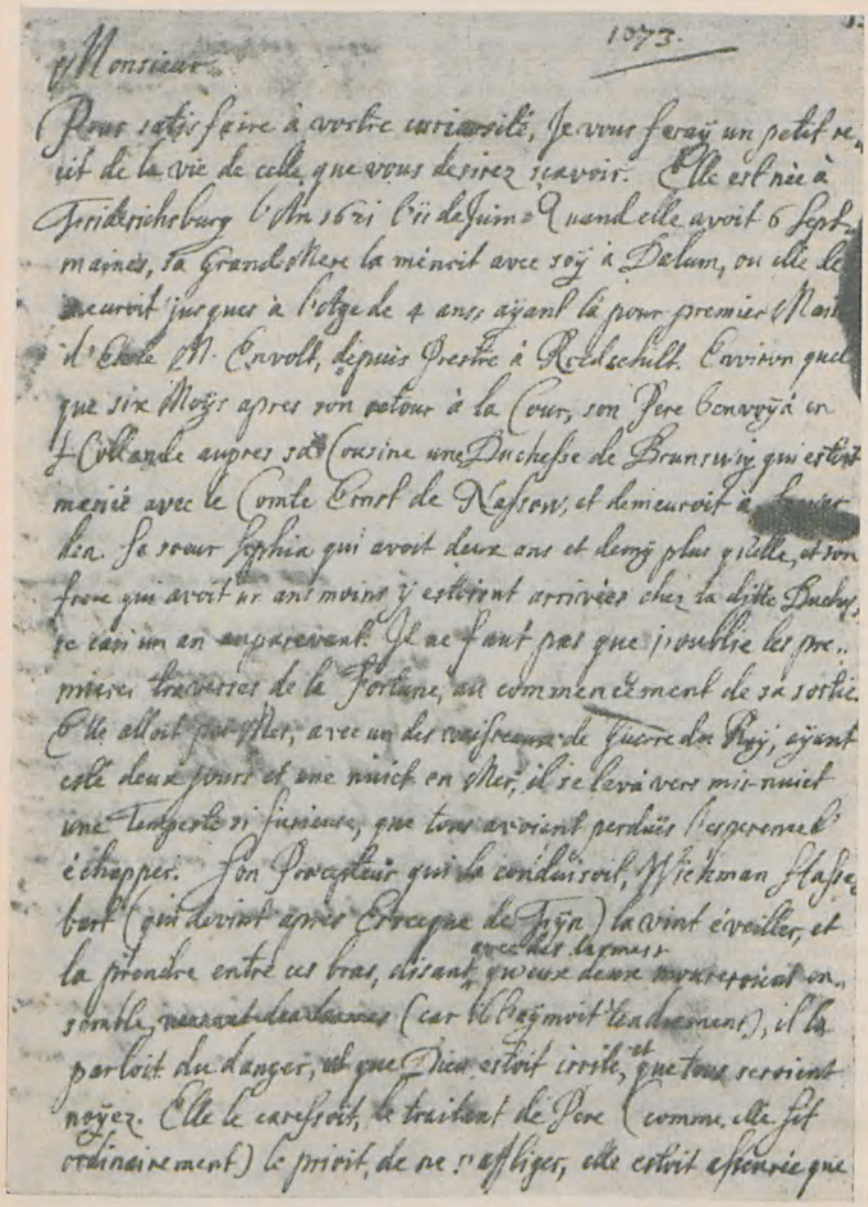
ren Herausgebern bekannt. Man vermutete daher in Dänemark, daß sie verlorengegangen sei. Seit zumindest 1850 gehörte sie aber schon zu den Kostbarkeiten der Lehrerbibliothek des Christianeums.

Das Original (Abb. 4) umfaßt 18 lose Blätter zu je 4 Seiten, von denen 69½ Seiten beschrieben sind. Die einzelnen Blätter haben die Größe 15,4 × 19,9 cm. Es handelt sich um gleichartiges Leinenpapier, über dessen Alter und Herkunft die zum Teil darin enthaltenen Wasserzeichen Aufschluß geben. Aus ihnen ist zu entnehmen, daß das Papier in einer französischen Papiermühle im 17. Jahrhundert hergestellt worden ist. Es ist sogar der papiergeschichtlichen Forschung seit langem ein Papier mit denselben Wasserzeichen bekannt, das im Jahre 1669 beschrieben worden ist. Diese Papiertype wurde durch den holländischen Export um 1670 weit nach Norddeutschland, England und Skandinavien verbreitet. Leonora Christina wird vermutlich durch Mittelspersonen in den Besitz dieses Papiers gekommen sein.

Die Blätter der Handschrift sind im allgemeinen gut erhalten. Auf manchen allerdings sind braune Flecke erkennbar. Um Stockflecke handelt es sich nicht. Dr. Häusser vom Chemischen Staatsinstitut in Hamburg, der die Handschrift auf Veranlassung des Verfassers untersucht hat, ist der Meinung, daß sie, da deutliche Absatzzonen einer Flüssigkeit erkennbar sind, mit Sicherheit von einer solchen herrühren, und daß diese sich durch Licht- und Lufteinfluß gebräunt hat. Er hält es für wahrscheinlich, daß sie mit der Flüssigkeit der Tinte, in der der Farbkörper aufgeschwemmt ist, übereinstimmt. Als Beweis führt er an, daß an der Oberfläche des ersten Blattes — also auf der ersten Seite —, die der Luft und dem Licht ausgesetzt war, eine Braunfärbung eines Durchschlages der Schrift der folgenden Seite (der zweiten) eingetreten ist. Diese rührt natürlich von der Tintenflüssigkeit her, die — nach Absetzen des Farbkörpers auf der Oberfläche der zweiten Seite — durch das Papier zur ersten Seite hin durchgedrungen ist. Welcher Art diese Tinte gewesen sein mag, wurde nicht chemisch untersucht, um die Handschrift nicht zu beschädigen. Es hat den Anschein, daß sie von Leonora Christina im Gefängnis aus Bier und Kerzenruß bereitet worden ist. Der Farbkörper der Tinte ist schwarz. Es handelt sich um eine weibliche, elegante Schrift in lateinischen Buchstaben. Nicht immer ist gleichmäßig sauber geschrieben worden. So finden sich an mehreren Stellen Tintenflecke, auch Streichungen, Hinzufügungen, Randbemerkungen sind reichlich vorhanden. Die Zeilenzahl schwankt auf den ganzseitig beschriebenen Seiten zwischen 22 bis 28.

Die Biographie ist in einem altertümlichen Französisch abgefaßt. Der Stil ist häufig knapp und kurz, und die Schrift weist Abkürzungen auf. Eingestreut in den französischen Text sind vereinzelt auch deutsche Redewendungen und Sätze in gotischen Buchstaben. Die Schreibweise und der Ausdruck offenbaren, daß die Biographie in aller Hast niedergeschrieben worden ist.

Das Manuskript behandelt das Leben Leonora Christinas von ihrer Geburt im Jahre 1621 bis zum Jahre 1673 in historischer Folge, schildert Jugendzeit und Erziehung, gibt eine Darstellung der Jahre ihrer Ehe und vieler weiter Reisen. Mit Wehmut gedenkt die Verfasserin des Abschieds von ihrem Vater, dem König Christian IV., bei seinem Tode im Jahre 1648. Es folgen dann die Jahre des beginnenden Unheils. Leonora Christina läßt erkennen, daß sie mit manchen Plänen und Unternehmungen ihres Mannes nicht einverstanden war. Auch erfahren wir, daß ihr Mann auf ihr Drängen mit ihr die Heimat verließ, um wenigstens das Leben vor den Anschlägen der starken Gegner zu retten. So gelangten die beiden über Amsterdam nach Schweden, von dort nach Stralsund und Barth in Pommern. Weiter wird berichtet, wie Leonora Christina im Jahre 1657 (in Wirklichkeit war es 1656) auf Wunsch ihres Mannes trotz vieler eigener Bedenken nach Dänemark reisen mußte, um mit dem König zu unterhandeln. Anschaulich schildert sie die vielen Schwierigkeiten dieser nicht zum Ziele führenden Reise und die



1673.

Monsieur.

Pour satisfaire à vostre curieusité, Je vous feray un petit re-
cit de la vie de celle que vous desirez sçavoir. Elle est née à
Friderichsburg l'An 1621 l'11 de Juin. Quand elle avoit 6 Sept-
maines, sa Grand-Mere la menoit avec soy à Dalum, ou elle de-
meuroit jusques à l'age de 4 ans ayant là pour premier Mon-
d'Ecole M. Envoll, depuis Prestre à Rotelschult. Environ quel-
que six Moys apres son retour à la Cour, son Pere envoyà en
Hollande aupres sa Cousine une Duchesse de Brunswig qui estoit
mariée avec le Comte Ernst de Nassow, et demeuroit à Lauer-
lea. Sa soeur Sophia qui avoit deux ans et demy plus grande, et son
frere qui avoit un an moins y estoient arrivées chez la ditte Duchy,
se trois un an auparavant. Il ne faut pas que j'oublie les pre-
mieres traverses de la fortune, au commencement de sa sortie.
Elle alloit pour aller, avec un des vaisseaux de Guerre du Roy, ayant
esté deux jours et une nuict en mer, il se leva vers mi-nuict
une tempeste si furieuse, que tous avoient perdus l'esperance d'
échapper. Son Precepteur qui la conduisoit, Mickman Hasse-
bert (qui devint apres Evesque de Fyen) la vint éveiller, et
la prendre entre ses bras, disant avec des larmes qu'eux deux ~~ne~~ ne reverroient on-
sonble, ~~versant des larmes~~ (car il la Baisoit tendrement), il la
parloit du danger, et que Dieu estoit irrité, et que tous seroient
noyez. Elle le caressoit, le traitant de Pere (comme elle fut
ordinairement) le priait, de ne s'affliger, elle estoit esperrie que

(Abb. 4) Erste Seite des Leonora-Christina-Manuskriptes

Einzelheiten, die es ihr möglich machten, sich ihren Verfolgern zu entziehen. Nach ihrer Rückkehr ließ sich ihr Mann zu ihrem Kummer auf ein Zusammengehen mit Schweden gegen das eigene Land ein, und die Biographin behandelt den Prozeß von Malmö, die Flucht nach Kopenhagen, die Festsetzung auf Bornholm und als letzte gemeinsame Reise mit dem letzten gemeinsamen Ziel die Fahrt nach Brügge. Sie spricht von ihrem Widerstand gegen die von ihrem Gatten hier vorgeschlagene Reise nach England und über die letzten Stunden mit ihrem Manne, der zufrieden und voller Freude war und nicht fühlte, daß sie sich nicht wiedersehen würden, während sie selber voller böser Vorahnungen keine Ruhe finden konnte. Zuletzt hören wir von ihrem Aufenthalt in England, ihrer Festnahme und ihrem Transport nach Dänemark, ihrer Ankunft in Kopenhagen, von ihren Verhören im Blauturm und ihrer Gefangenschaft bis zum Jahre 1673. Abschließend bekennt sie, daß Gott ihr geholfen habe, alle Widerwärtigkeiten zu überwinden.

Diese Selbstbiographie ist natürlich als Quelle für die Kenntnis des Lebens Leonora Christinas von außerordentlicher Bedeutung. Abgefaßt ist sie in der Form eines Briefes, der an einen Herrn (Monsieur), dessen Name nicht genannt wird, gerichtet ist. Eine Ortsangabe ist nicht vorhanden. Das Datum der Abfassung wird auf der ersten Seite mit der Jahreszahl 1673 angegeben. Abgeschlossen wurde das Manuskript — wie am Ende vermerkt ist — am 1. Mai 1673, abends 11 Uhr. Eine Unterschrift trägt es nicht. Von Leonora Christina wird darin immer nur in der dritten Person als „unserer Frau" gesprochen.

Eine Hülle aus Leinenpapier, das vermutlich um 1720—1730 fabriziert worden ist, umgibt als eine Art Titelblatt die Handschrift. Sie trägt in flott geschriebener Schrift einen Text in französischer Sprache, der bedeutsamen Aufschluß über das Schicksal des Manuskriptes gibt. Da der Glaubwürdigkeit seiner Aussage besondere Bedeutung zukommt, wurde versucht, den Schreiber zu ermitteln. Wie Bibliothekar Kåre Olsen von der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen auf Veranlassung des Verfassers durch Schriftvergleich festgestellt hat, ist es die Handschrift Hans Grams (1685—1748), der von 1730—1748 Archivar des Geheimen Archivs in Kopenhagen und königlicher Bibliothekar gewesen ist und in diesen Umschlag wohl das Manuskript gelegt hat. Gram behauptet, daß die Biographie eigenhändig von Leonora Christina für einen Freund ihrer Familie, Dr. Otto Sperling den Jüngeren, auf dessen Bitte hin verfaßt worden ist, der sie für das von ihm geplante Werk über „Gelehrte Frauen" verwenden wollte. Auch gibt er u. a. an, daß das Manuskript 1715 bei dem Tode Dr. Sperlings von diesem in den Besitz des Gelehrten Dr. Reitzer gelangte, der es 1721 an den dänischen König verkaufte. Außer dieser ersten ist noch eine zweite als Tüte geformte Hülle vorhanden, deren Papier neben anderen Wasserzeichen die Jahreszahlen 1845 enthält. Auf ihr ist, auf Grams Ausführungen fußend, ebenfalls in französischer Sprache — aber nur ganz kurz — angegeben, daß sie Leonora Christinas eigenhändig geschriebene Biographie umschließt. Durch den Verfasser wurde ermittelt, daß diese Beschriftung durch Professor Frandsen erfolgt ist, der von 1850—1854 Bibliothekar des Christianeums war und sicher auch das Papier zu einem Umschlag zusammengeklebt hat.

Diese beiden Hüllen sind zweifellos in mancher Hinsicht wichtig. Einmal geben sie Auskunft über die Verfasserin des Manuskriptes, den Grund ihrer Niederschrift und den Empfänger Dr. O. Sperling, außerdem Hinweise auf das spätere Schicksal der Handschrift. Entspricht nun aber wirklich die Behauptung Grams und Frandsens, das Manuskript sei die eigenhändige Ausarbeitung Leonora Chritinas, den Tatsachen? Daß der Text der Biographie ihr zuzuschreiben ist, hat Birket Smith 1869 an Hand der ihm damals bekannten Abschriften festgestellt. Daß jedoch die Handschrift das langgesuchte Originalmanuskript ist, läßt sich ebenfalls exakt beweisen.

Da nämlich feststeht, daß der Text der Biographie von Leonora Christina stammt, lassen die vielen Randbemerkungen, Ergänzungen, Einfügungen, Änderungen und Durchstreichungen, die die Handschrift des Christianeums enthält und die offenbaren, daß sie eine Unterschrift ist, nur den Schluß zu, daß sie das eigenhändige Werk der dänischen Königstochter ist. Außerdem führte eine Überprüfung der Schrift im Reichsarchiv Kopenhagen zu dem Ergebnis, daß es sich um Leonora Christinas Handschrift handelt. Schon der oberflächliche Betrachter kann erkennen, daß es eine typisch weibliche Schrift ist. Der auf der ersten Hülle angegebene Gramsche Text ist als Beleg besonders wichtig. Grams Aussage wiegt deshalb schwer, da er eine Zeitlang bei dem oben erwähnten früheren Besitzer des Manuskriptes, Chr. Reitzer, Aufnahme gefunden und sicher von diesem die Geschichte der Handschrift erfahren hat, der sie wiederum von Sperling kannte. Sperling hatte nämlich die letzten Jahre seines Lebens bei Reitzer gewohnt. Möglicherweise hat Gram sogar von Sperling selber bei Reitzer gehört, daß Leonora Christina die Biographie geschrieben hat. Es ist nämlich bekannt, daß beide enge Beziehungen unterhalten haben. Aber auch dem Papier der Handschrift kommt große Beweiskraft für die Echtheit zu. Sein Alter — sein Vorkommen ist ja im 17. Jahrhundert, sogar um 1669, verbürgt — macht es nämlich glaubhaft, daß es 1673 beschrieben sein wird und keine wesentlich spätere Abschrift oder nachgeahmte geschickte Fälschung sein kann. Sicher spricht aber auch der Umstand dafür, daß für die ebenfalls 1673 im Blauturm entstandene Selbstbiographie des Vaters Dr. O. Sperlings des Jüngeren, Dr. O. Sperling des Älteren, die jetzt die Königliche Bibliothek in Kopenhagen besitzt, u. a. Papier derselben Type Verwendung gefunden hat.

Es hat den Anschein, daß der Brief durch einen wohlwollenden Freund Leonora Christinas, Peder Jensen Tøtzløff, den Bevollmächtigten des Schloßvogtes, dem als „Monsieur" angeredeten Empfänger überbracht worden ist. Obwohl dessen Name in der Biographie an keiner Stelle genannt wird, steht es trotzdem fest, daß damit Dr. O. Sperling der Jüngere gemeint ist. Schon Birket Smith hatte diese Ansicht 1871/72 ausführlich begründet. In dieser Frage kann natürlich auch die Gramsche Angabe auf der ersten Hülle als Beleg gelten. Sie beweist eindeutig, daß der jüngere Sperling die Biographie erhalten hat und daß sie auf seine Veranlassung von Leonora Christina für den genannten Zweck angefertigt worden ist. In der von Gram dargestellten Weise gelangte dann das Manuskript von Sperling nach seinem Tode am 18. März 1715 durch Erbschaft in die Hände Chr. Reitzers und dann von diesem im Jahre 1721 durch Kauf in den Besitz des dänischen Königs, Friedrichs IV., dessen Namen die Vorgängerin des Christianeums, die alte Lateinschule in Altona, als „Friedrichsschule" einst trug. Vermutlich ist es damals in „Det store Kongelige Bibliotek" übernommen worden. Es ist jedoch anzunehmen, daß es diese zwischen 1731 und 1787 wieder verlassen hat. Daß es im Jahre 1844 nicht mehr in der Königlichen Bibliothek vorhanden war, steht einwandfrei fest.

Über den Weg der Handschrift ins Christianeum liegen keine Nachrichten vor. Wahrscheinlich aber wird sie nicht, wie man vermutet hat, auf dem Umwege über Wien hierher, sondern auf kürzerem Wege — sicher schon vor dem Jahre 1850, vielleicht schon vor 1828 — von Kopenhagen nach Altona gekommen sein; denn das Christianeum unterhielt seit seiner Gründung im Jahre 1738 bis zum Jahre 1864 engste Beziehungen zu Dänemark, Kopenhagen und dem dänischen Königshause. Trägt es doch den Namen eines dänischen Königs — Christians VI. — und sind manche Bücher unserer Bibliothek durch Eintragungen als persönliche Gaben des dänischen Königs gekennzeichnet.

Haupt

HEINRICH BARTH

Zum 135. Geburtstag des Hamburger Afrikaforschers

„Wer je den schrankenlosen Phantasien eines Jugendtraumes sich überlassen hat und einem großen Plan nachgegangen ist, wird sich leicht eine Vorstellung von meinen Gefühlen machen können, als ich vom Ufer herab meine Blicke über die Flußlandschaft schweifen ließ."

Diese Worte schrieb Heinrich Barth nieder, als er in Adamaua den Benuë, den größten Nebenfluß des Niger, entdeckte. In diesem Ausspruch liegt nicht nur die volle innere Befriedigung über eine zur Wirklichkeit gewordene jugendliche Schwärmerei, sondern die glückliche Erfüllung des leider nur kurzen Lebens eines unserer größten deutschen Afrikaforscher.
Schon als Knabe entfaltete Barth eine besondere Vorliebe für altklassische Literatur jener Länder der Erde, in denen einst die Wiege der Kulturvölker des Altertums gestanden hat. Früh las er in den ethnographischen und erdkundlichen Schriften eines Herodot, eines Strabo und Plinius; später studierte er die Werke anderer afrikanischer Schriftsteller, die besonders Nord- und Zentralafrika bereist hatten. Diese frühe Literaturforschung verfolgte den Zweck, die im Dunkel verborgenen Handelswege von dem alten Karthago nach den Zentralregionen Nordafrikas zu finden. Aber erst n a c h der Vollendung seiner großen Reisen fand Barth wieder die Muße, sich endlich dieser Lieblingsidee seiner Jugend zuzuwenden.

Am 16. Februar 1821 wurde Heinrich Barth in Hamburg als Sohn eines Kaufmanns geboren. Er studierte in Berlin als Schüler Karl Ritters Altertumskunde und Sprachwissenschaften. Durch seinen Lehrer angeregt, beschloß er, zunächst in den Mittelmeerländern zu forschen, um das Wesen der Antike in seinem S i n n tiefer zu ergründen. Damit unterschied sich seine Arbeitsweise grundsätzlich von der seiner Vorgänger. Die größte Expedition Barths dauerte fünf Jahre und führte ihn in das nördliche Mittelafrika. In den späteren Jahren unternahm er nur noch kleinere Reisen zur Erforschung der Balkanländer.

Barths Afrikareisen brachten Aufklärung über die Geographie und Ethnographie West-Tripolitaniens, der mittleren Sahara und des angrenzenden Sudans und besitzen heute noch größtenteils Geltung. Von bleibendem Wert aber sind seine Arbeiten in den östlichen Tuaregländern inmitten der Sahara; von wesentlicher Bedeutung war seine Entdeckung des Benuë, ferner die erstmalige Beschreibung von Timbuktu. Jahrelang lebte er in den Gebieten am Tschadsee, er untersuchte hier die hydrographischen Verhältnisse an der Grenze zwischen Wüste und Steppe und erforschte die Einzelsprachen der Eingeborenenstämme. Das ethnographische und linguistische Material, das Barth heimbrachte, führte zu einem vollständigen Erfassen des Zusammenhanges der großen zentralafrikanischen Sprachfamilie. Mehrere afrikanische Vokabularien waren der sichtbare Erfolg dieser Arbeit.
1853 kam Barth nach Timbuktu, wo er gleichsam als Gefangener fast neun Monate zubringen mußte. Hier sah er sich sogar genötigt, die Rolle eines Scherif zu spielen, um so sein Leben vor der durch religiösen Fanatismus und Parteihaß zerfleischten mohammedanischen Bevölkerung zu sichern. Ihn rettete nur der Schutz seines edlen und hochherzigen Freundes, des Scheichs El Bakai, vor dem Verderben. Aber in keiner Situation seines Lebens wich Barth von seiner inneren Pflicht zu forschen, mochte auch seine Gesundheit kaum noch den Strapazen gewachsen sein.

Barths Erfolge lagen in einer seltenen Vereinigung wissenschaftlicher Tiefe, reisetechnischer Zähigkeit und Glück; er wurde hierin von keinem Afrikaforscher vor ihm übertroffen. Sein fünfbändiges Hauptwerk bleibt ein kulturgeschichtliches Denkmal in der Erforschung Afrikas. Einen unbekannten Raum von der Größe Europas hellte er auf, und er machte dabei den be-

deutsamen Schritt von einer bloßen Zusammenstellung erdkundlichen Materials zur Erklärung und zur Herstellung verständnisvoller Gesamtbilder des Landes und seiner Völker. Was Barth hier geleistet hat, liegt offen und klar vor uns; seine Erfolge sichern ihm einen ruhmvollen Platz unter den Afrikanern.

Schwieriger ist es, ihn als Mensch richtig zu beurteilen. Vorurteile und Neigungen gegen ihn entsprangen seiner Schroffheit; sein kantiger, selbstbewußter und einsiedlerischer Chrakter brachten ihm wenig Freunde und auch geringen Erfolg beim Gründen einer Existenz in der Heimat. Nur diejenigen, die ihm dauernd nahestanden, vermochten ein schonenderes Urteil über ihn zu fällen. 1863 bot man ihm endlich eine a. o. Professur in Berlin an; eine wahrhaft schäbige Anerkennung seiner Verdienste als größter deutscher Afrikaforscher. Völlig verbittert und vereinsamt starb er kurze Zeit später, am 25. November 1865, im Alter von 44 Jahren. Weise

DER MOORLEICHENFUND VON OSTERBY

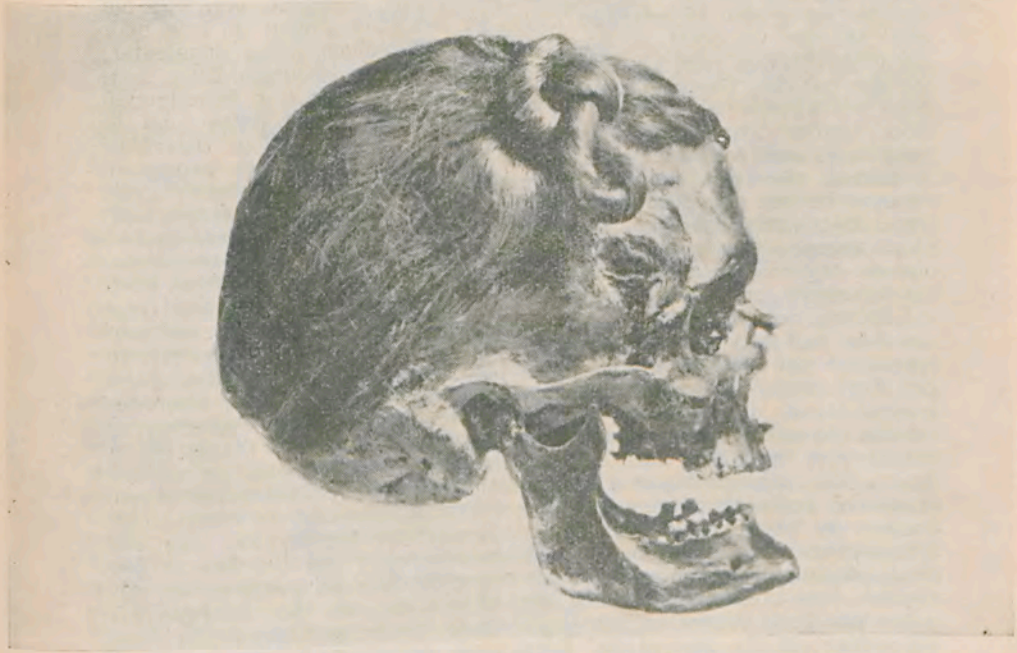
In dem bekanntesten Werk des Tacitus aus dem Jahre 98 n. Chr., der Germania, beschreibt dieser im zweiten Teil die einzelnen germanischen Volksstämme und ihre besonderen Eigenschaften und Eigentümlichkeiten. Von dem großen Stamm der Sweben heißt es dort (cap. 38): „Ein besonderes Kennzeichen des Volkes ist es, das Haar quer zu streichen und zu einem Knoten zusammenzuziehen; so unterscheiden sich die Sweben von den übrigen Germanen, so bei den Sweben die Freigeborenen von den Sklaven."

Wie dieser „Swebenknoten" getragen wurde, ist uns aus einer Reihe von römischen Bildwerken bekannt. Am meisten veröffentlicht ist wohl der Grabstein des Reiters Cantaber, der über den Kopf eines Germanen, der diese Haartracht zeigt, hinwegreitet (Museum Mainz), sowie der berühmte Kopf aus der Sammlung Somzée in Brüssel. Mehrfach findet sich dieser Kopfschmuck um ein weiter von Deutschland entferntes Beispiel zu nennen, bei den Bastarnen auf dem Triumphdenkmal von Adamklissi in der Dobrudscha, das unter Trajan wiederhergestellt wurde.

So war also diese Nachricht des Tacitus als richtig erwiesen durch eine Reihe von mehr oder weniger gleichzeitigen plastischen Darstellungen aus Römerhand. Seit wenigen Jahren sind wir aber in Besitz eines „echten" Swebenknotens. Am 28. Mai 1948 wurde beim Torfstechen in Osterby bei Eckernförde der Kopf einer Moorleiche gefunden, der unter einem Schulterumhang aus Tierfellen lag[1]). Teile des übrigen Körpers wurden trotz fachmännischer Untersuchung des Fundplatzes nicht festgestellt. Auffällig ist jedoch, daß in anderen Mooren in nicht allzu weiter Entfernung mehrere vollständig erhaltene Moorleichen gefunden wurden, so daß wir hier vielleicht auf eine zentrale Gerichtsstätte und Opfermoore schließen dürfen. Bei dem Schädel von Osterby, der jetzt eine Hauptsehenswürdigkeit des Museums in Schloß Gottorp zu Schleswig bildet, handelt es sich um einen 50- bis 60jährigen Mann. Die linke Schädelseite ist durch Schläge mit einem stumpfen Instrument völlig zersplittert. Der Kopf ist gewaltsam von dem Rumpf getrennt worden, wie sich an Schnittspuren des Halswirbels erkennen ließ. Das ausgezeichnet erhaltene Haar war ursprünglich blond, jedoch schon von einzelnen weißen Haaren durchsetzt. Sicher handelt es sich bei dem Schädel um die Reste eines Verbrechers, doch soll hier auf die Sitte, Verbrecher im Moor zu versenken, wie sie uns Tacitus an einer anderen Stelle berichtet (Germania cap. 12) nicht eingegangen werden.

Wie die Abbildung[2]) zeigt, wurde das Haar von dem Toten in der Form des swebischen Knotens getragen und zwar auf der rechten Kopfseite. Durch die gute Erhaltung ließ sich der Vorgang bei Herstellung des Knotens deutlich erkennen. Die durch Scheitelung zweigeteilte Haarmasse wurde in einen Strang rechtsherum zusammengedreht, eine Schlinge gebildet und

durch diese der doppelt genommene Haarstrang hindurchgezogen — also genau so, wie wir heute noch eine einfache Knotenschleife machen. Dabei muß, wie Versuche ergaben, die Mindestlänge des Zopfes 28 Zentimeter betragen.



Aufnahme des Schlesw.-Holst. Landesmuseums

Bei dem Schädel von Osterby ist der Haarknoten auf der rechten Kopfseite befestigt. Daß aber auch das Tragen auf der linken Seite — für Linkshänder bequemer — üblich war, zeigt der Germanenkopf auf dem oben genannten Reitergrabstein des Cantaber sowie andere Bronzefigürchen von Germanen. Wenn auch der Fund des Kopfes mit dem Swebenknoten von Osterby sachlich nichts Neues gebracht hat, da wir die Haartracht swebischer Völker schon aus den Denkmälern römischer Herkunft kannten, so ist er immerhin ein weiterer und bisher einziger „originaler" Beweis für die Richtigkeit von Tacitus' Darstellung, im übrigen nicht der einzige Beweis, den die Vorgeschichtswissenschaft für Tacitus' Glaubwürdigkeit zu erbringen vermochte.

Anm. [1]) Kersten, Ein Moorleichenfund von Osterby bei Eckernförde. Offa 8 (1949) S. 1 ff.
Schlabow, Haartracht und Pelzschulterkragen der Moorleiche von Osterby, a. a. O. S. 3 ff.

Anm. [2]) Die Wiedergabe einer Photographie des Schleswig-Holsteinischen Landes-Museums gestattete freundlichst Herr Professor Dr. Kersten, Schleswig.

— Hollmann —

DIE ALTE STUTENFRAU

(Auch ein Denkmal)

Die alte Stutenfrau! Damit ist nicht die alte Semmelfrau aus Jericho gemeint, die Detlev von Liliencron im zweiten Kantus seines kunterbunten Epos „Poggfred" mit unter den Neugierigen an dem Wege stehen läßt, auf dem Jesus zur Richtstätte auf Golgatha geführt wird, sondern die des

Kgl. Christianeums — bitte das „königlich" zu beachten, denn das waren wir damals noch! — die an jedem Schultage, den der liebe Gott werden ließ, in der „großen" Pause mit einem ansehnlichen Korbe voller Backwerk (Rundstücke, Franzbröte, Hörnchen, Korinthenstuten, Schnecken usw.) sich auf dem Schulhofe einzustellen pflegte. Ihren Standort hatte sie an der vorderen, linken Ecke des nunmehr abgebrochenen alten Gebäudes von 1725. Sie erschien mit großer Pünktlichkeit; hatte sie sich aber einmal um eine oder zwei Minuten verspätet, so kam sie bereits in vollem Trabe angelaufen, damit sie die Frist nicht verfehle, um ihre Kunden zu bedienen. Diese setzten sich aus drei Gruppen zusammen, 1. solchen, die an dem betreffenden Tage aus irgendeinem Grunde ihr Frühstücksbrot vergessen hatten, und an einer großen Schule von mehreren Hundert Schülern pflegt dies Mißgeschick ja wohl immer einem Dutzend oder noch mehreren zu begegnen, 2. solchen, die zwar ihr Frühstücksbrot mitgebracht, auch vielleicht schon verzehrt hatten, sich aber zusätzlich noch etwas Besonderes leisten wollten, 3. beatis possidentibus, die jegliches Frühstücks b r o t verschmähten und es vorzogen, sich von dem zu nähren, was die Stutenfrau anzubieten hatte, und die hatte für jeden Geschmack etwas (s. o.). Die Alte hatte ihren Korb vor sich stehen, sah zu, wie ihre Kunden wählten, und nahm dann das Geld in Empfang, das sie in einer, wie das damals üblich war, zwischen zwei Bahnen ihres Rockes eingenähten Tasche barg. Nur wenn sie einen der Herren Lehrer auf sich zuschreiten sah, hob sie zu deren größeren Bequemlichkeit den Korb hoch, und das tat sie wohl auch gelegentlich, wenn einer der großen Herren Oberprimaner bei ihr kaufen wollte. Diese Bevorzugung richtete sich aber ganz nach der Körperlänge,, nicht nach der Klasse. Flaute der Zustrom der Käufer nach dem Andrang der ersten Minuten ab, so hielt sie die dann unbeschäftigten Hände unter ihrer blauen Schürze verborgen, namentlich bei kühlem oder gar kaltem Wetter, dem sie im Winter auch dadurch zu begegnen wußte, daß sie eine dicke Männerjacke trug, bei Schneewetter auch fleißig auf den Füßen trampelnd und von Zeit zu Zeit die frostigen Hände anhauchend; vor Regen schützte sie einigermaßen das ziemlich weit überstehende Dach des alten Gebäudes. So stand sie bei jedem Wind und Wetter Tag für Tag an ihrem Platze, geduldig die 25 Minuten ausharrend, die die „große" Pause nach der dritten Stunde damals zu dauern pflegte; sie ging auch nicht vor deren Ende fort, denn es konnten immer noch einzelne Nachzügler kommen. Das Geschäft muß sich im ganzen gelohnt haben, denn sonst hätte sie es nicht in dieser Weise jahrelang betrieben; ich erinnere mich nicht, daß sie während meiner Schulzeit von 1887—1896 jemals gefehlt hätte; ohne sie ging es einfach nicht! Sie muß übrigens wohl auch eine Art Monopol gehabt haben, denn als einmal der Angestellte einer Konditorei in hoher, weißer Mütze und strahlendweißer Schürze mit einem Bauchladen voll der leckersten Kuchen auf dem Schulhofe auftauchte, wurde er vom Herrn Direktor mit scharfen Worten vom Platze verwiesen, sicher mit Recht, denn die Folge seiner Zulassung wäre gewesen, daß sich später auch noch Wurst- und Eisbuden usw. auf dem Hofe angesiedelt hätten und sich eine Art Jahrmarktstreiben entwickelt hätte. Wer unsere Stutenfrau eigentlich war, wie sie hieß, wo sie wohnte, ob sie ihr Geschäft auf eigene Faust oder im Auftrage eines in der Nähe wohnenden Bäckermeisters betrieb, das wußte niemand, es fragte auch keiner danach. Hauptsache, daß sie jeden Tag da war! Und in dieser Beziehung übertraf sie das Schillersche „Mädchen aus der Fremde", das zwar auch regelmäßig erschien, aber jedes Jahr nur e i n mal, ganz außerordentlich, während sie ihm in anderen Punkten durchaus ähnelte:

„Man wußte nicht, woher sie kam,
Und schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.
Beseligend war ihre Nähe,
Und aller Herzen wurden weit,
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit" usw.

„Mädchen" ist eigentlich ein bißchen viel gesagt, denn sie war sicherlich längst „aus dem Schneider", aber das übrige stimmt genau, auch das „schnell war ihre Spur verloren" usw., denn sobald die Schulglocke — es war damals wirklich eine Glocke, die in diesen Blättern übrigens schon einmal beschrieben worden ist, keine neumodische elektrische Klingel — in dreimaligem daktylischen Rhythmus das Ende der Pause und den Beginn einer neuen Stunde verkündete, zog sie ein blauweiß karriertes Tuch über ihre noch unverkaufte Ware, schob ihren Arm unter den Henkel ihres Korbes und verschwand damit in der Richtung, aus der sie gekommen war, nach der Gr. Mühlenstraße zu. An dieses Tuch fühlte ich mich später, viel später manchmal erinnert, weil die kgl.-preußischen Bettbezüge in den Kasernen ihm aufs Haar glichen.

An einem bestimmten Tage — es wird, wenn meine Erinnerung nicht trügt, 1893 gewesen sein — machte die Stutenfrau ein glänzendes Geschäft, und das trug sich so zu: Bis dahin war es üblich gewesen, daß am ersten Schultage nach den Oster- bzw. Michaelisferien noch kein voller Unterricht stattfand, sondern daß es nach einer Andacht mit der Erledigung von allerlei Klassengeschäften in den einzelnen Klassen, wie sie zu Beginn eines neuen Halbjahres erforderlich sind, sein Bewenden hatte. Man konnte also nach etwa zwei Stunden nach Hause gehen und freute sich, daß man noch einen halben Ferientag mehr hatte. An jenem bewußten Tage kam es nun erstens anders und zweitens, als man dachte, denn es war, was wir nicht wußten, ein Gebot vom Kgl. Provinzial-Schulkollegium in Schleswig ausgegangen, daß auch am ersten Tage nach den Ferien voller Unterricht zu erteilen sei. Darob nun große Unzufriedenheit und heftige Debatten, zumal uns die Neuerung völlig unvorbereitet traf. Damit, daß man statt zwei jetzt sechs Stunden bleiben sollte, fand man sich allenfalls ab, aber es hatte ja niemand, mit Rücksicht darauf, daß es nur zwei lächerliche Stunden waren, die wir festgehalten wurden, Frühstück mitgebracht! Heroische Naturen wiesen ihren Hunger damit ab, daß sie erklärten: „Der Mensch lebt nicht von Brot allein!", Stoiker betrachteten den Hunger als adiaphoron, ein Witzbold klopfte sich auf den Magen mit den Worten: „Knurre nicht, Pudel!" Optimisten meinten, die Stutenfrau werde hoffentlich doch kommen, vorausgesetzt, daß der heilige Spekulatius ein Einsehen habe, während Pessimisten bezweifelten, daß sie vom Kgl. Provinzialschulkollegium oder vom Direktorrat benachrichtigt worden sei. Sie mußte aber irgendwie Wind von der Sache bekommen haben, denn sie war doch da, allerdings mit fünf Minuten Verspätung, und sah ihren Korb im Nu geleert! Dann raste sie wieder fort und brachte neue Ladung, und dasselbe wiederholte sich noch vier- oder fünfmal; auch in der darauf folgenden Pause nahm sie sich der Hungernden an und erwarb sich so nicht nur ein großes Verdienst, sondern auch einen großen Verdienst. Inzwischen waren auch bereits einige Muttis aufgekreuzt, die sich nicht erklären konnten, warum ihr Bubi nicht, wie vorgesehen, nach zwei Stunden nach Hause gekommen war. Über sein Ausbleiben beruhigt, steckten sie ihm denn etwas Eßbares zu, daß sie entweder schon mitgebracht oder rasch in der Nähe besorgt hatten. Somit löste sich alles wider Erwarten in Wohlgefallen auf.

Für alle ehemaligen Christianeer meiner Jahrgänge gehört die alte Stutenfrau, die jetzt längst das Zeitliche gesegnet haben wird, unbedingt mit zum Bilde der Schule; die Schüler wechselten, die Lehrer wechselten, die Direktoren wechselten (ich habe allein drei von ihnen verschlissen); der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht war aber die gute Alte, die mit unentwegter Treue ihres Amtes waltete, uns neben der geistigen Nahrung, mit der wir gefüttert, manchmal auch überfüttert wurden, mit körperlicher Atzung zu versehen. Eben deswegen habe ich mich veranlaßt gefühlt, ihr hier ein Denkmal zu setzen, nicht in Erz und Marmelstein, sondern in schlichten Worten des Dankes, und ich bin überzeugt, im Sinne aller derer gehandelt zu haben, die sie gekannt haben.

Dr. Claußen (Abiturient von 1896)

DAS IST DIE WUCHT

„Das ist die Wucht!" ruft Peter mit Nachdruck, und die Mutter spürt, es handelt es sich um etwas Großartiges oder zumindest um etwas Positives. Hört man einem solchen Peter länger zu, so staunt man, was nicht alles „eine Wucht" sein kann. Es gibt auch eine Wucht en detail, „in Tüten" oder „in Dosen". Auch ein Mensch kann „die Wucht" sein d. h. er ist prima oder knorke, ein „Kerl", dem die Hochachtung der Jugend gebührt. Die Wucht verstehen auch wir Alten noch: sie „haut eben hin". Daß aber die Masche ungefähr den gleichen Wert haben kann, zugleich aber auch Negatives bedeutet, wird mir immer ein Rätsel bleiben. „Die Masche" ist ein jugendliches Allerweltswort und gehört zum Jargon der Sprach- und Denkfaulheit.

Eine Umwertung der Werte spiegelt sich in der Redensart „das ist lässig", die eine bewundernde Anerkennung ausdrückt. Die Nonchalance eines antipreußischen und antimilitaristischen Lebensgefühls ist darin lebendig: Das Ideal des vornehm schlendernden, etwas blasierten, über alles erhabenen, „freien" Mannes, der seine Wurstigkeit entsprechend dokumentiert: „Mich is eins, gib mich man Honig."

Welche Mutter hat wohl eine umfassende Vorstellung von dem abgründigen Sprachschatz ihres kleinen Peter, der sich dann bis ins halbstarke Alter ständig anreichert. Welche Variationen und Nuancen des positiven und negativen Erstaunens und der Überraschung gibt folgende Blütenlese: Du kriegst die Motten ... ich schieß in die Pilze ... Mensch, Maier, ich werd zur Minna ... das ist ja zum Mäusemelken ... ich gehe am Stecken ... ich sehe Sterne ... du kriegst die Tür nicht zu; das ist die Höhe vom Balkon; meine Güte, soviel Bonbons in einer Tüte!

Der Drang nach Angabe und Überhebung, nach Verkleinerung des anderen ergeht sich in einem Unmaß von Äußerungen, die dem geistig oder vital Minderbemittelten gelten, ihn rücksichtslos zum Jammerlappen, zur Flasche, trüben Tasse, alten Sense und lahmen Ente machen. Die jugendliche Übertreibung feiert hier grausame Triumphe des beißenden Spotts. Ein solcher Verrückter, „vom Wahnsinn Umzingelter" mit heillosem „Dachschaden" hat „einen kleinen Mann im Ohr" oder „nen Kleinen auf der Sommerluke". So wird der den Verstand störende Dämon verniedlicht und verharmlost. Es entspricht dann der jugendlichen Auffassung von der Vererbungslehre, wenn der „dofe und dicke Vater" als Ursache des Übels herhalten muß. Die Unordnung in einem solchen Kopf (er hat nicht alle Tassen im Schrank!) wird mit dem Bild vom Einbrecher verblümt: bei einem solchen „Beknackten" haben „sie eben eingebrochen und vergessen zu klauen".

Die Mär von der schwindenden Phantasie der Jugend wird eigentlich Lügen gestraft von dem Reichtum witziger Vorstellungen: Das beliebte „Klein-Doofi" wird ausgestattet mit Plüschohren, Reißverschluß, Schiebetüre und Wackelpopo. Welche köstlichen Varianten für das dümmliche Maulaffen feilhalten (eigentlich: das Maul offen halten) finden sich ein: Mach den Mund zu, deine Milchzähne werden sauer ... dein Bandwurm schielt. Oder jene Steigerung des Bildes vom Groschen, der beim Begriffsstuzigen verspäter fällt: Du hast nen Groschen mit Fallschirm; dein Groschen fällt pfennigweise.

Unerschöpflich ist der Vorrat an Vergleichen, wenn es gilt, Haupt und Antlitz des lieben Mitmenschen zu diffamieren: Dein Kopf auf einem Blitzableiter, und das Gewitter macht einen Umweg. Dein Kopf auf der Briefmarke, und die Post macht pleite; du hast nen Kopf wie ne Wundertüte, in jeder Ecke ne Überraschung. Ganz zu schweigen von jenem „roten Feuermelder", den man einschlagen muß. Und damit wären wir bereits im Trommelfeuer der Schimpfkanonaden, die Jugendliche „mit wachsender Begeisterung" zu veranstalten wissen, die auch Mord und Totschlag lachend einbeziehen. Was sonst sollen die Drohungen bedeuten: Du hast wohl schon lange nicht mehr mit einer Krankenschwester poussiert oder am Grabstein geschnüffelt.

Daß auch dieser heiße Wortkrieg nicht ohne Technik geführt wird, dafür nur ein Beispiel: Sei nicht so stur wie ein Panzer, du viermotorige Steppens . . .! Da die Schriftleitung, was noch zu sagen wäre, doch wegstriche, muß ich die Mütter bitten, sich weitere Auskünfte bei ihren lieben Kindern zu holen. Und dann werden ihnen die Augen aufgehen. — Ibel —

FAMILIEN-NACHRICHTEN

Gestorben:

Unser langjähriges Mitglied — ehemaliger Schüler und Lehrer am Christianeum, der Studienrat i. R. Gustav Denker, geb. 23. 8. 1889, gest. 21. 12 1955. Hamburg-Großflottbek, Beselerstraße 50.

Verlobt:

Irene Staab mit Dipl.-Kaufmann Detlef Walter, am 26. Mai 1956, Hamburg-Großflottbek, Grotenkamp 48.

Grete Ingeborg Else Herrmann, cand. pharm., mit Dipl.-Ing. Architekt Wolfgang Gross, im Mai 1956. Hamburg-Großflottbek, Papenkamp 16.

Verheiratet:

Dipl.-Kaufmann Otto Brandt und Frau Gretchen, geb. Bredemeyer 1955.

Werner Jaeschke und Gisela Jaeschke, geb. Huntenburg, Hamburg-Kleve, 12. Mai 1956.

Dipl.-Ing. Volker Eyring und Gerlinde Eyring, geb. Beckmann, Hamburg-Altona, 4. August 1956.

Ing. Rolf Hachmann und Ilse Hachmann, geb. Hansen, Hamburg, 16. August 1956.

Geboren:

Tochter Sabine im September 1955, Manfred Brachmann und Frau Waltraut.

Sohn Heiner am 28. Oktober 1955, Carl Kier und Frau. Hamburg-Bahrenfeld.

Tochter Christiane am 17. Dezember 1955, Dr. med. Hermann Richter und Frau Ingeborg, geb. Viechelmann. Aumühle.

Tochter Andrea am 18. April 1956, Jürgen Becker und Frau Ingrid.

Sohn Karsten am 25. Mai 1956, Dieter Rottmann und Frau Wilma.

Sohn Rainer am 24. April 1956, Dr. med. Walther Süssenguth und Frau Adelheid, geb. v. Zastrow. Hamburg-Wandsbek.

Zum Dr. jur. promovierten an der Universität im Januar 1956
Günther Axer (Ab. 1948)
Hans-Ulrich Häberlin (Ab. 1947)

im April 1956 Hans-Jürgen Wandschneider

Zum Dr. med. im Juli 1956 Manfred Brachmann

NEUE ANSCHRIFTEN

Dipl.-Kaufmann Otto Brandt (525-48), Schulau bei Wedel/Holstein, ABC-Straße 17.
Günter Westphal (620), Hamburg-Altona, Gr. Brunnenstraße 30.
Werner Jaeschke (436-48), (22a) Kleve/Rhld., Waldstraße 43.
Dr. Hans-Ulrich Häberlin, (16) Kassel, Herkulesstraße 33.
Manfred Brachmann (408), (24a) Hamburg-Altona, Julius-Leber-Straße 20.
Rolf Hachmann (425) — für 1956 — (24b) Neumünster, Klosterstraße 86.
Günther Westphal (485), (24a) Hamburg-Rissen, Rheingoldweg 3.

VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER ZU HAMBURG-ALTONA E. V.

Kassenabschluß 31. Dezember 1955

Aktiva		Pasiva	
Postscheckkonto	84,60	Verbindlichkeiten an	87,00
Haspa 1827	128,40	Verein der Freunde d. Chr.	193,00
Forderungen aus			
Beitrag 1955	300,00	Vermögen	320,00
Beitrag 1953/54	87,00		
	DM 600,00		DM 600,00

Einnahmen		Ausgaben	
Übertrag aus 1954	186,86	Porto und Schriftverkehr	180,34
Beiträge	675,26	Auslagen für Kassenwart	12,30
Zinsen	4,02	Verein der Freunde d. Chr.	318,50
Umlage in Kolmar	225,00	Kosten Barkassenfahrt	367,00
		Übertrag an 1956	213,00
	DM 1091,14		DM 1091,14

Hamburg, den 1. April 1956

Der Kassenwart:
Dipl.-Kaufmann Detlef Walter

VEREIN DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS

Bericht über das Geschäftsjahr 1955/56

Das vom 1. April 1955 bis 31. März 1956 sich erstreckende Geschäftsjahr verlief in den gewohnten Bahnen. Es fanden am 28. April, 25. Oktober, 24. November 1955 und 13. März 1956 Sitzungen des Vorstandes statt.
Die Zahl der Mitglieder ist wieder gestiegen. Während sie nach dem vorjährigen Bericht 838 betrug, ist sie jetzt mit 899 ausgewiesen. Darunter befinden sich 512 Schülereltern, 31 Lehrer, die keine Kinder auf dem Christianeum haben, und 356 Ehemalige und Freunde. Es schieden im Berichtsjahr 81 Mitglieder aus, hauptsächlich im Zusammenhang mit dem Schulabgang. Dem stehen aber 142 Neueintritte gegenüber. Erfreulich ist die Zunahme der Zahl der Eltern, die dem Verein als Mitglieder angehören. Während es im Vorjahre etwas über die Hälfte der Gesamtelternzahl war, sind es jetzt reichlich zwei Drittel. Auch die Zahl der Spender hat sich von 43 auf 47 erhöht.

Unser Mitteilungsblatt das „Christianeum" erschien wieder zweimal und fand nach Form und Inhalt höchste Anerkennung. Wir haben unserem Schriftleiter, Herrn Dr. R. Schmidt, für seine Arbeit sehr herzlich zu danken. Das Winterfest wurde am 5. November 1955 in der üblichen Form in der Elbschloßbrauerei gefeiert und brachte einen erfreulichen Überschuß.

Die Kassenlage ist nach dem Bericht unseres tüchtigen Kassenwarts die folgende:

I. Einnahme:

1. Beiträge, Spenden	4 006,16
2. Sonderspenden	2 101,30
3. Winterfest, Spenden	441,00
4. Winterfest, Eintritt	1 764,00
5. Erstattungen (Gebühren, Fernsprecher)	79,56
6. Zinsen	52,00
Übertrag:	8 444,02

II. Ausgaben:	Übertrag:	8.444,02
1. Gebühr (Postscheck, Sparkasse, Finanzamt, Gema)	520,17	
2. Porto, Telefon	477,44	
3. Druck (Zeitschrift, Einladungen)	1 223,00	
4. Bürobedarf	382,61	
5. Bahn	33,60	
6. Winterfest	762,21	
7. Sonstiges	87,95	
8. An Christianeum	4 400,00	
		7.886,98
Überschuß		557,04
Kassenbestand am 1. April 1955		1 876,44
Kassenbestand am 31. März 1956	DM	2 433,48

Vom 1. April 1955 bis zum 31. März 1956 sind 58 Spendenscheine über 2 659,30 DM für das Finanzamt ausgestellt worden. (Zum Vergleich: 1954/55: 56 Scheine über 7 686,00 DM.)
Die Kasse ist durch die Herren Studienräte Voss und Dr. Geißler geprüft und für richtig befunden. Die Prüfer haben dies auf Seite 223 des Kassenbuches vermerkt. Dem Schatzmeister ist Entlastung zu erteilten; das wird auf der nächsten Vorstandssitzung geschehen. Gleichzeitig wird dem Verwalter unseres Kassenwesens für seine Arbeit herzlichst gedankt.
Wie der Bericht ergibt, sind an das Christianeum 4400 DM, davon aus eigenen Mitteln des Vereins 2298,70 DM abgeführt. Der Kassenbestand ist gegenüber dem Vorjahre um 557,04 DM gestiegen.
Über die Verwendung der dem Christianeum zugeführten Beträge ist bereits früher in diesem Blatt berichtet.

Für den Verein der Freunde des Christianeums
Raabe.

GESCHÄFTLICHES

Das neue Geschäftsjahr hat mit dem 1. April begonnen, und damit ist der Beitrag (je Schuljahr mindestens 3 DM) fällig. Beiträge und Spenden bitte ich zu überweisen auf

1. Postscheckkonto Hamburg Nr. 402 80,
2. Neue Sparcasse von 1864 in Hamburg, Konto-Nr. 42/212.
(Konteninhaber: „Verein der Freunde des Christianeums")
Barzahlung an den Hausmeister des Christianeums möglich.

Bei Überweisung bitte deutlich lesbar Namen und Anschrift angeben! Bei über 900 Mitgliedern gibt es viele gleichlautende Namen. Spenden an den Verein der Freunde des Christianeums sind gemäß St.-Nr. 214/1554 des Finanzamtes für Körperschaften in Hamburg im Rahmen des gesetzlich zugelassenen Höchstbetrages abzugsfähig bei der Einkommen- und der Lohnsteuer. Der Verein stellt für jede Spende von mindestens 10 DM unaufgefordert einen sogenannten Spendenschein aus.
Im abgelaufenen Geschäftsjahr hat der Verein einschließlich der in Heft 11/2 genannten Summe zusammen 4400 DM für Zwecke des Christianeums ausgegeben. Darin enthalten sind nachträgliche wesentliche Spenden der Firmen Lohrana und Köhlbrandwerft und Palmolive für die Griechenlandreise einer Klasse vor reichlich einem Jahr und die Italienfahrt einer anderen Klasse.
Das nächste Winterfest wird Sonnabend, 10. November 1956, in der Elbschloßbrauerei Nienstedten stattfinden. Im Vorverkauf (bis 10. November, mittags 12 Uhr) kostet der Eintritt 2 DM, dann und an der Abendkasse 3 DM. Wer verhindert ist zu kommen, möge bitte den Eintrittspreis für einen bedürftigen Christianeer spenden.

Dr. N. W. Nissen, Hamburg-Altona, Lisztstraße 45 II, Telefon 42 91 24.

Schriftleiter Dr. R. Schmidt, Hamburg-Altona, Behringstraße 55 I. Telefon 42 97 22
Druck von Kahl & Domms, Hamburg-Altona, Klausstraße 6

Abgabe an die Mitglieder kostenlos.

Rückblick

CHRISTIANEUM

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS IN VERBINDUNG MIT DER VEREINIGUNG EHEM. CHRISTIANEER

A. 1. 9
1. 3

12. JAHRGANG HEFT 2 DEZEMBER 1956

POSTVERLAGSORT HAMBURG

INHALT

Aus dem Leben der Schule . . . . . Seite 3

Aus Reden des Schuljahres

Bürgermeister Engelhard . . . . . „ 4

Oberstudiendirektor Dr. Lange . . . . . „ 5

Studienrat Kuckuck, zum 31. Oktober . . . . . „ 6

Das Schulfest 1956 . . . . . „ 9

Picasso . . . . . „ 10

Der Wald in der deutschen Dichtung . . . . . „ 14

Entsteht Europa in Straßburg? . . . . . „ 19

Der Streit um den Pol . . . . . „ 24

Amerikafahrt: Eindrücke eines Christianeers . . . . . „ 25

Latein für Fortgeschrittene . . . . . „ 27

Familien-Nachrichten . . . . . „ 31

Verein der Freunde des Christianeums, Geschäftliches , 31

DRUCKFEHLER-BERICHTIGUNG

In Heft 1/1956 muß es heißen:

S. 14: Das Originalmanuskript der Selbstbiographie der dänischen Königstochter Leonora Christina (nicht Christiana).

S. 22, Z. 4: Urschrift (nicht Unterschrift).

AUS DEM LEBEN DER SCHULE

Sollte neben der inzwischen geglückten Rückkehr zum normalen Vormittagsunterricht, der allerdings durch die dadurch notwendige Benutzung sämtlicher Fach- und Kellerräume als Klassenzimmer z. Zt. noch stark beeinträchtigt wird, die völlige Beseitigung der Kriegsschäden das nächste Ziel sein, so sind wir hier einen guten Schritt vorwärtsgekommen. Außer der überraschenden Versorgung aller Räume mit modernem Mobiliar, wofür wir sehr dankbar waren, wurde nämlich die lange versprochene Generalüberholung des Schulgebäudes jetzt wenigstens zur Hälfte Wirklichkeit. Freilich macht nun der Kontrast besonders augenscheinlich, in welch unwürdigem Zustand sich der verbliebene Teil des Gebäudes noch befindet. Doch tröstet uns die sichere Aussicht, daß nunmehr auch der überfällige Rest des Gebäudes mitsamt der Eingangshalle und der Aula im nächsten Jahr an die Reihe kommen soll und mit der zugesagten Herrichtung der Schulhöfe und der Fahrradstände endlich Mißstände beseitigt werden sollen, die eine Quelle dauernder Verärgerung sind und immer wieder den Erfolg unserer allgemeinen Erziehungsarbeit beeinträchtigen.

Auf unserem Schulsportfest, das diesmal noch – von schönem Wetter begünstigt – im Altonaer Stadion stattfinden mußte, erkämpften die Wanderpreise in der Oberstufe die Klasse 11g3, in der Mittelstufe die Klasse 10c und in der Unterstufe die Klasse 5b.

Im Elbelauf verblieb der Wanderpreis für die Oberstufe beim Christianeum, während in der Mittelstufe diesmal die Mannschaft der Schleeschule den Sieg errang.

Am 19. 9. ging ein lang gehegter Wunsch des Christianeums in Erfüllung. In einer Feierstunde übergab Herr Bürgermeister Engelhard vor geladenen Gästen und vielen Besuchern den herrlichen Sportplatz am Christianeum seiner Bestimmung. Anschließend führten die drei Hamburger Gymnasien Wettkämpfe um den Sieveking-Wanderpreis durch, den diesmal mit einem knappen Vorsprung das Wilhelm-Gymnasium (190 Punkte) vor dem Christianeum (187,5 Punkte) und dem Johanneum (132,5 Punkte) gewann. Die bei der Einweihungsfeier gehaltenen Reden des Bürgermeisters und des Direktors finden sich weiter unten im Wortlaut.

Ein anderes aus dem Alltag herausragendes Ereignis war am 22. 9. unser Schulfest, das alle 3 Jahre stattfindet und zugleich die Schularbeit um wertvolle Impulse bereichern sowie der Pflege der Beziehungen zwischen Schule und Elternhaus dienen möchte. Über das sehr gelungene, von den Schülern mit viel Liebe und Freude veranstaltete Fest, das eine Fülle z. T. sehr origineller Einfälle zeigte und einen Rekordbesuch aufwies, berichtet an anderer Stelle Koll. Weise.

Auf einem sehr ansprechenden Hausmusikabend hatte Koll. Borm Mühe, die vielen Angebote seiner begeisterten Musiker in zufriedenstellender Weise zu berücksichtigen.

Die Reformationsfeier am 31. 10. in der Aula für die Klassen 8–13 wurde von Koll. Kuckuck sehr eindrucksvoll gestaltet. Der Wortlaut seiner Ansprache erscheint weiter unten. In den Klassen 5–7 fanden besondere Besinnungsstunden statt.

Als in den ersten Novembertagen sich der politische Horizont verdüsterte, riefen die Präfekten zur Ungarnhilfe auf. Die rührige Sammeltätigkeit der Christianeer, die unter dem Eindruck der betrübenden politischen Ereignisse in freiem Entschluß auf ihr geliebtes Winterfest verzichteten, hatte einen großen Erfolg.

im Lehrkörper gab es zu Michaelis wieder manche Veränderungen. Wegen Erreichung der Altersgrenze wurde Koll. Dr. Knop in den Ruhestand versetzt; er bleibt jedoch ebenso wie die Kollegen Dr. Hensell und Kreyenbrock, der sein 40jähriges Dienstjubiläum feiern konnte, der Schule mit einem halben Lehrauftrag noch für das Winterhalbjahr erhalten. Aus dem Kollegium sind wegen Versetzung oder wegen Aufgabe des Schuldienstes die Kollegen

St. R. Thiessen und St. Ass. Dr. Classen ausgeschieden. Dafür trat St. Ass. Lorenzen neu in den Lehrkörper ein. Den scheidenden Kollegen sprach der Direktor den Dank der Schule aus – Koll. Thiessen für ein 13jähriges verdienstvolles Wirken am Christianeum. Die Kollegen Weise und Dr. Keller hatten ihr 25jähriges Dienstjubiläum. Zur Ausbildung wurden außer den St. Ref. Liermann, Mitas und Dr. Reich dem Christianeum für das Winterhalbjahr neu zugesteilt die Studienreferendare Böß, Busch, Ellers, Thun und Vollmer.

Lange

AUS REDEN DES SCHULJAHRES

Bürgermeister Engelhard:

Meine Damen und Herren, liebe Schüler!

Zum 34. Male seit der Währungsreform wird mit dieser schönen Anlage unmittelbar beim Christianeum heute ein Sportplatz für die Schuljugend und für unsere Hamburger Sportorganisationen der Öffentlichkeit übergeben. Aus diesem Anlaß überbringe ich Ihnen, meine Damen und Herren, und Euch, liebe Schüler, herzliche Grüße des Senats.

Mit der Errichtung dieses Sportplatzes ist ein lang gehegter Wunsch für das Christianeum selbst, darüber hinaus aber auch für die Turn- und Sportvereine im Bereich Altona-Othmarschen in Erfüllung gegangen. Die Schaffung dieses Sportplatzes entsprach umsomehr einem dringenden Bedürfnis, als Altona trotz der großen Stadionanlagen nicht genügenden sportlichen Nutzraum aufweist und weil wir andererseits der Auffassung sind, daß bei einer Oberschule wie dieser unbedingt eine großzügige Sportanlage vorhanden sein muß. Ein Gymniasium, das letztlich doch seine Schüler im Sinne des klassischen Bildungsideals erziehen will, ist ohne ausreichenden Raum für die Durchführung von Sport- und Leibesübungen keine vollkommene Bildungsstätte.

Der Sportplatz und die Turnhalle sind im Sinne einer Ganzheit-Erziehung, die wir anstreben, ebensowenig wegdenkbar wie die Klassenzimmer, der Naturkunde-, Zeichen- oder Musiksaal unserer Schulen selbst.

Die meisten von Ihnen haben nun verfolgen können, was es bedeutet, einen Sportplatz anzulegen und zu bauen. Die an dieser Stelle vorliegenden Verhältnisse waren besonders schwierig, da zunächst einmal Einvernehmen mit Kleingärtnern und Behelfsheimbesitzern herzustellen war für eine Räumung der Fläche. Dazu mußte dann der Platz rund 2 m aufgehöht werden, ein Unternehmen, das sich über 1½ Jahre erstreckte, da die Bodenverhältnisse außergewöhnlich ungünstig lagen.

Der Sportplatz hat einschl. Grunderwerbs-, Entschädigungs- und Räumungskosten und schließlich mit Kosten für den eigentlichen Bauvorgang selbst einen Betrag von DM 290 000,–, die von Senat und Bürgerschaft bewilligt wurden, erforderlich gemacht. Es ist das eine Summe, die allen hier Anwesenden vor Augen führen mag, in welchem Maße wir bemüht sind, den Sport zu fördern. Wir sind vor diesen Kosten nicht zurückgeschreckt, weil wir einsehen, daß Sport und Leibesübungen in unserer Zeit nicht nur als bloße Lebensäußerungen zu werten sind, sondern, weil wir zugleich der Überzeugung sind, daß besonders die jungen Menschen unserer Großstadt Stätten brauchen, auf denen sie spielen können und über Spiel und Sport schließlich sich für das Leben selbst ertüchtigen.

Diese Sportanlage hat den Charakter eines Voll-Sportplatzes mit Laufbahn und Nebenanlagen. Leider ist es nicht möglich, bei allen höheren Schulen Hamburgs so vorbildliche Sportstätten zu schaffen, da es vielfach genau so am nötigen freien Raum, wie aber auch an Geldmitteln mangelt. Dabei ist zu bedenken, daß nicht allein die Mittel für die einmaligen Baukosten solcher Sportplätze aufgebracht werden müssen, sondern, daß hierüber hinaus die ständige Unterhaltung der Sportplätze laufende Ausgaben erforderlich macht.

Allein für die zurzeit in Hamburg staatlich unterhaltenen 150 Sportfelder müssen von Senat und Bürgerschaft jährlich rund eine halbe Million D-Mark zur Verfügung stehen, darüber hinaus aber auch für Umkleidehäuser und Sportplatzwarte Summen, die diesen Betrag von einer halben Million noch erheblich übersteigen.
Ich erwähne diese Summen absichtlich, um vor allen Dingen Euch, liebe Schüler, einmal vor Augen zu führen, daß dieser Sportplatz immer schonend und pfleglich behandelt werden sollte; denn schließlich waren es zum größten Teil schwer erarbeitete Steuergelder, die Eure Eltern aufgebracht haben und aus denen es möglich wurde, diese schöne Anlage zu bauen.
Ich möchte nun allen, die bei der Planung und beim Bau dieser Anlage sich Verdienste erworben haben, für ihre Mitarbeit herzlich danken, dem Sportamt, dem Gartenamt Altona mit Herrn Schokoll, der hier ein besonders schwieriges Werk zu vollenden hatte, nicht zuletzt aber auch den Baufirmen und ihren Bauarbeitern.
Ich übergebe diesen Sportplatz den Bürgern, den Sportlern und den Schülern Altonas und Othmarschens mit dem besonderen Wunsch, daß er stets eine Stätte sein möge, auf der Fröhlichkeit und Ernst im Wechsel von Spiel und Wettkampf ebenso zu Hause sind, wie der echte faire Sportgeist selbst.
Für die Schüler des Christianeums aber möge er eine Bildungsstätte sein, mit der die Bestrebungen dieser Schule erst vollkommen möglich sind.

Der Direktor:

Herr Bürgermeister, sehr verehrte Anwesende!

Auch wiederholten Dank hört man gerne, besonders wenn er so berechtigt ist und aus so vollem Herzen kommt wie hier.
Als der voraussichtlich eifrigste Nutznießer dieser herrlichen Sportanlage, die Sie, sehr verehrter Herr Bürgermeister, soeben der Öffentlichkeit übergeben haben, möchte das Christianeum durch mich für das, was hier in vorbildlicher Weise geschaffen worden ist, allen, die mit Rat und Tat am Vollbringen beteiligt waren, im Namen der glücklichen Benutzer dieses staatlichen Sportplatzes den herzlichsten Dank sagen.
Dieser Dank gilt zunächst Ihnen, Herr Bürgermeister, und dem Senat der Freien und Hansestadt Hamburg, die Sie erst die Voraussetzungen für das Gelingen des Planes geschaffen haben; sodann der Bürgerschaft und ihren Ausschüssen, die so weitblickend und großzügig die Mittel für das bedeutsame Bauvorhaben bereitgestellt haben.
Ferner danken wir der Schulbehörde und dem Bezirksamt Altona – seinem Bezirksleiter Herr Dr. Kunze wie den Bezirksabgeordneten – für ihre verständnisvolle Förderung unseres Anliegens.
Unser Dank gebührt sodann vor allem dem Leiter des Sportamtes, Herrn Direktor Stöck, und dem Leiter des Gartenamtes Altona, Herrn Amtmann Schokoll, die in zäher Beharrlichkeit die immer wieder neu auftauchenden Schwierigkeiten des Unternehmens gemeistert haben; sowie dem Hamburger Sportbund mit seinen Verbänden, von denen der Gedanke des Sports und der Leibeserziehung eine so tatkräftige Unterstützung gefunden hat.
Dank gebührt aber auch schließlich den mit der Ausführung betrauten Baufirmen mit ihren Angestellten und Arbeitern, die, zäh und verbissen den Witterungsunbilden und der Tücke des Lehmbodens trotzend, das schwere Werk vollendet haben.
Entsprach die Anlage des Sportplatzes in diesem Raume einem starken allgemeinen Bedürfnis für die Pflege der Leibesübungen, so bedeutet sie für das Christianeum – dringend benötigt – zugleich die Erfüllung eines lang ersehnten Wunsches. Von Anfang an waren für die Leibesübungen in frischer Luft die denkbar ungünstigsten Bedingungen vorhanden, die durch das Anschwellen der Schülerzahl und durch Ergänzungsbauten im Schulraum immer bedenklicher wurden. Trotzdem haben wir nicht kapituliert. Die vorhandenen Möglichkeiten wurden voll ausgenutzt, immer wurden neue Aushilfen ersonnen, weil es einfach undenkbar blieb, daß die Leibeserziehung aus der Bildungsarbeit des Christianeums verschwinden könnte.

Ich freue mich, daß in dieser jetzt hinter uns liegenden schweren Zeit Ihr Christianeer auch unter so wenig befriedigenden äußeren Verhältnissen die Lust am Turnen und Sport nie verloren habt, und weiß, wie sehr Ihr sie als einen gleich wertvollen Teil Eurer schulischen Verpflichtung anerkennt.
So gehen wir künftig auf diesen Platz mit dem befreienden Gefühl, daß nun die Arbeit erst recht begonnen wird. Wir meinen dabei nicht etwa, daß sich nun die Reihe der jährlichen Wettkämpfe und -spiele vervielfachen soll. Wir wollen vielmehr die erzieherische Arbeit durch die planvolle, verfeinerte und verstärkte Leibeserziehung in der Klassengemeinschaft wirksam werden lassen. Hier sollen die vorhandenen Kräfte gelöst und geordnet werden. Sie sollen, im Einklang mit der Bildungsarbeit im Klassenzimmer, den harmonischen Menschen formen, der einer fürsorgenden Pflege des Leibes ebenso bedarf wie seiner geistigen und seelischen Entfaltung.
Zu meiner großen Freude ließen die Ausführungen des Herrn Bürgermeisters erkennen, daß nicht etwa durch einen Zufall dieser Platz gerade an das Christianeum unmittelbar herangelegt worden ist. Sind wir doch, wenn eine Schule von Natur aus für das, was Tradition bedeutet, aufgeschlossen sein kann, dem antiken Bildungsideal, das als höchste Erziehungsaufgabe die harmonische Ausbildung des **ganzen** Menschen erstrebt, zutiefst verpflichtet. Doch ich möchte hoffen, daß mit dem Geschenk dieses Sportplatzes zugleich das Streben unseres Christianeums Anerkennung finden soll, das sich bewußt und stolz immer als ein Gymnasium in seinem ursprünglichen Sinne, als eine Pflegestätte des Leibes wie des Geistes und der Seele gefühlt hat und als Gegengewicht gegen die Gefahr einer zu einseitigen intellektuellen Ausbildung seiner Zöglinge, der liebevollen Pflege gerade auch der musischen Fächer, der Musik, der Kunsterziehung und der Leibesertüchtigung ganz besondere Bedeutung beimißt.

An Euch, Ihr Christianeer, liegt es nun, Euch des geschenkten Vertrauens würdig zu zeigen. Heute kann ich mir keinen schöneren Auftakt zur Einweihung dieses Sportplatzes denken, als daß die drei Hamburger Gymnasien, die ich hier herzlich begrüße, sich im sportlichen Wettkampf um den Sievekingpreis miteinander messen.

Zuvor bitte ich aber den Fachleiter für Leibesübungen am Christianeum, durch ein kurzes fröhliches Treiben, das verschiedene Spielformen und Staffelläufe aller Klassen zeigt, den Platz seiner Benutzung zuzuführen.

„Reformatio".

(Rede vor der Mittel- und Oberstufe des Christianeums am 31. 10. 1956)
Als Luther am 17. 7. 1505 an die Pforte des Schwarzen Klosters in Erfurt klopfte, gab er ein s i n n v o l l e s Leben auf, um ein h e i l e s zu führen. Sinnvoll war das Leben des klugen und vergnügten Studenten gewesen, sinnvoll, wie es das Leben eines Studierenden sein kann, der es lernt, zu philosophieren, die Weisheit zu lieben und die rechten Fragen zu stellen. Was sollte uns hier, in diesem Hause der Bemühung um ein sinnvolles Lernen und ein sinnvolles Leben sympathischer sein? Um so befremdlicher ist uns Luthers Entschluß.

Was findet Luther in dem Leben hinter den Klostermauern? Er fand viel Sinnvolles, vieles, was auch heute wieder gesucht und propagiert wird. Er findet das seelsorgerliche Gespräch, er findet die Beichte (sie war ja eines der wichtigsten Themen des evangelischen Kirchentages 1956). Er überwindet Hochmut und Dünkel, wenn er mit seinem Bettelsack durch die Straßen zieht, er übt Selbstzucht und Gehorsam, kurz er begibt sich in ein Ethos, in eine gute Haltung – und viele haben sich mit dem sinnvollen Leben im Kloster begnügt.
Luther aber weiß sich in seiner Lebensführung unter den Augen Gottes. Und da merkt er, daß auch sein sinnvolles Klosterleben vor Gott heillos ist. Er sieht sich als „Sünder", d. h. er sieht, daß er so wie er lebt trotz aller Bemühungen nicht richtig lebt, daß er nicht gerecht ist, wenn man das Leben mit dem Maßstab mißt, den Gottes Wille an unser Leben legt. Luther ringt um eine persönliche Heilsgewißheit.

Warum findet er im Kloster keine Hilfe? Warum versagte die Beichte mit ihrer Lossprechung? Die Quelle seiner Verzweiflung sind die Bedingungen, die an die Beichte geknüpft sind, wenn sie gültig sein soll, die Bedingungen, die der Mensch erfüllen muß: die Vollständigkeit der Beichte und die innere Herzensreue. Verlangt wird, daß der Mensch die Sünde nicht um der Folgen willen, sondern um Gottes Willen haßt. Wer ist aber nicht schuldig in der Frage des 1. Gebotes? Wer kann denn den gerechten Gott, der den ungerechten Menschen straft, von ganzem Herzen lieben? Luther sieht sich in einem Teufelskreis gefangen: Je mehr er vor Gott durch sein übergewissenhaftes Mönchsleben gerecht werden will, um so mehr lernt er Gott zu hassen. Ja, er sieht sich von Gott verworfen, vorherbestimmt zum Unheil. Auch der Gedanke an Christus hilft ihm nicht, denn er sieht Christus nicht als Erlöser, sondern als Richter sitzend zur Rechten Gottes, der ihn verurteilt.

Diese Ausweglosigkeit, gerecht werden zu wollen durch die Erfüllung der Gebote (durch des Gesetzes Werke) und immer wieder zu scheitern zumindest am 1. Gebot (denn er vermag Gott ja nicht zu lieben) – diese Ausweglosigkeit wird mit einem Schlage gebrochen, als Luther den Sinn des nachstehenden Verses aus dem Römerbrief erfaßt und damit das ganze Evangelium, die gute Botschaft Gottes an den Menschen wiederentdeckt: „Ich schäme mich des Evangeliums nicht, denn es ist eine Kraft Gottes zum Heil einem jeden, der daran glaubt, dem Juden und auch dem Griechen. Denn die Gerechtigkeit Gottes wird darin geoffenbart aus Glauben zu Glauben, wie geschrieben steht: Der aus Glauben Gerechte aber wird leben."

Römer 1, 16 – 17.

Luther erkennt plötzlich, daß er Gerechtigkeit Gottes immer falsch als eine Eigenschaft Gottes gedeutet hat. Wie das Heil Gottes, die Liebe Gottes nicht Eigenschaften Gottes sind, sondern Werke, Geschenke, die er dem Menschen zuwendet (Gott heilt den Menschen, liebt den Menschen), so ist auch die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, ein Geschenk von oben: Gott macht den Menschen durch Christus recht und gerecht, und nun ist er gerecht. Jetzt versteht Luther: er darf glauben und darauf vertrauen, daß Gott bedingungslos zu ihm – so wie er jetzt ist – „Ja" sagt; er darf glauben, daß in sein Leben das Heil eingetreten ist, daß sein Leben heil ist – wie heillos, sinnvoll oder sinnlos es ihm auch gerade erscheinen mag. Diesen Gott, der in die leeren und schmutzigen Hände des Menschen seine Geschenke, seine Liebe, seine Gerechtigkeit, seine Kraft, seinen Glauben, sein Heil legt – diesen Gott, der so königlich frei schenkt und nicht auf die Vorauszahlungen der guten Werke und nicht auf die Leistungen erfüllter Gebote wartet, diesen Gott fürchtet Luther nun nicht mehr, den vermag er zu lieben. Diesem Gott vermag er sich als ein nicht verworfener, sondern gerechtfertigter Sünder ganz zu eigen zu geben, und nun lebt er im täglichen Leben, in Schuld und Unrecht und in den persönlichen Niederlagen des Tages tapfer von dem Zuspruch Gottes, daß er ja frei gemacht ist, das Rechte zu tun, lebt er von der Gerechtigkeit, von dem Heil Gottes.

So darf er hoffen, daß die Früchte der Geschenke Gottes dann die guten Werke sind: „Was ich getan hab und gelehrt, das sollst du tun und lehren": damit das Reich Gotts werd' gemehrt zu Lob und seinen Ehren". Die schönsten Werke Luthers sind seine Lieder. Das Lied, aus dem die eben verlesenen Verse stammen, „Nun freut Euch, lieben Christen gmein" enthält in seinen 10 Versen die ganze Geschichte von Luthers Begegnung mit dem gnädigen Gott.

Reformation bedeutet Wiederherstellung, Wiederherstellung der Kirche in der Wiederentdeckung des Evangeliums. Kirche, kyriake = Schar des Herrn, und ekklesia = herausgerufene Schar, ist aber selbst nichts anderes als „reformatio", Wiederherstellung des Menschen – Rückgabe der forma, der eigentlichen Gestalt, durch eine neue Schöpfung Gottes. Daß der Mensch in Christus neu geschaffen ist, daß der Mensch wieder antwortendes Wesen ist,

das auf den zuerst redenden Gott hört, daß der Mensch zurückgeholt ist aus seinen Formationen, aus seinen Versuchen, sich selbst zu formieren, zu bilden, zu rechtfertigen, das ist das von Luther wiederentdeckte Evangelium.

Nun muß man bei unserer Besinnung auf das, was Reformation ist, ganz gewiß fragen: Kann denn Luthers Frage nach dem heilen Leben uns heute – 400 Jahre nach der Reformation – noch helfen bei unserem Bemühen, mit dem Leben fertig zu werden?

Wir fragen ganz gewiß nicht mehr: „Wie kriege ich einen gnädigen Gott?". Wir fragen vielmehr höchstens: „Wie kriege ich einen Gott?" Oder sogar gerade: „Wie werde ich ihn los?" Wie überwinde ich die Gottsüchtigkeit?, die mich wie eine noch nicht ganz überstandene Krankheit festhält und mich nicht zur vollen Wirklichkeit, die mich nicht zu mir selbst, zu einem sinnvollen Leben unter eigenem Gesetz kommen läßt. Unsere Zeit sieht sich nicht mehr wie die Zeit Luthers unter den Augen Gottes.
Verwirrend ist die Fülle der Aussagen über Gott, bei den verschiedenen Versuchen, einen eigenen Stand zu gewinnen, zum Sinn oder Unsinn des Lebens vorzustoßen.

Da sind noch immer die Gottsucher. Für sie bleibt auf ihrer Suche Gott Objekt, ein ewiges Rätsel. Für viele Stimmen zitiere ich aus „Tor und Tod" des jungen Hugo von Hofmannsthal: „Bin nie auf meinem Weg dem Gott begegnet, mit dem man ringt, bis daß er einen segnet!"

Da sind die Gottrufer. Für sie ist Gott schon Subjekt, das sie anrufen, das aber nicht antwortet und die Tür nicht öffnet. In seinem Nachkriegswerk „Draußen vor der Tür" läßt Wolfgang Borchert den lieben alten Gott, der weinerlich, ohnmächtig, mit dünner Theologentinte in den Adern nichts am Lauf der Welt ändern kann, in der Versenkung verschwinden. In dem Schlußmonolog des Schauspiels aber, in dem der Heimkehrer vor einem sinnlosen Dasein in der völligen Einsamkeit vor der verschlossenen Tür kapituliert, schreit er zu dem alten Mann, in der Hoffnung, daß sich hinter diesem frommen Fassadenrest des lieben Gottes der große Antworter, der redende Gott, der die Tür öffnet, verbergen könnte.

Jean Paul Sartre erklärt das Subjekt Gott für tot. Der Prozeß, d. h. das Gespräch zwischen Gott und Mensch hat nie stattgefunden. Es gab kein Schöpferwort Gottes und keine Antwort des Menschen, es gibt keine Verantwortung des Menschen und keine Gerechtigkeit Gottes. In seinem Bauernkriegsdrama „Der Teufel und der liebe Gott" entlarvt Götz die große Daseinslüge „Gott". Mit der „Tot-Erklärung" Gottes ist der Mensch „endlich allein", d. h. endlich bei sich selbst angelangt, ist er endlich „wirklich" da, wirkt er sich selbst, setzt er seine Freiheit, sein Recht, seinen Sinn, ja, endlich allein, setzt er sein Dasein.

Götz sagt in dem 10. Bild Szene 4 und 5 von Sartres „Der Teufel und der liebe Gott": „Ich flehte, ich rang um ein Zeichen, ich sandte dem Himmel Botschaften zu, doch es kam keine Antwort. Der Himmel weiß nicht einmal, wer ich bin. In jedem Augenblick fragte ich mich, was ich in den Augen Gottes wohl sei. Ich kenne die Antwort jetzt: nichts. Gott sieht mich nicht, Gott hört mich nicht, und Gott kennt mich auch nicht. Du siehst diese Leere zu unseren Häupten? Diese Leere ist Gott. Du siehst die Öffnung in der Tür? Ich sage Dir, sie ist Gott. Du siehst dies Loch in der Erde? Gott. Das Schweigen ist Gott, die Abwesenheit ist Gott, die Verlassenheit der Menschen ist Gott. Was da war, war einzig ich: Ich allein habe mich für das Böse entschieden, habe das Gute erfunden. Ich habe betrogen und Wunder getan, ich selber klage mich heute an, und auch freisprechen kann nur ich mich, der Mensch. Wenn Gott existiert, ist der Mensch ein Nichts; wenn der Mensch existiert, existiert Gott nicht ... Der Prozeß hat nicht stattgefunden; ich sage ja, Gott ist tot. Wir haben keinen Zeugen mehr, ich bin der einzige, der dein Haar sieht und deine Stirn. Wie wirklich du bist, seit er nicht

mehr über uns ist. Sieh mich an, nicht einen Augenblick lang höre auf, mich anzusehen. Die Welt ist blind geworden; wenn du den Kopf wendest, habe ich Angst, selber nichts zu werden. Endlich allein!"

Es wäre verlockend, der viel dichteren Aussage des großen deutschen Lyrikers Gottfried Benn nachzugehen. Auch hier – bei der Frage nach dem Woher und Wohin des Menschen – die Ausschau nach einem begegnenden Wort; aber das rufende, redende, formende Ich ist mit seinem Wort in der absoluten Leere allein. Die griechischen Götter hatten ihre Stunde und auch der Christengott, aber ihre Zeit ist vergangen. Heute erklingt zu Ehren des Dionysos kein Jubelruf, kein Evoë mehr; heute kann man nicht mehr den Gott der Christen um die Ruhe in Gott, um das Requiem bitten.

Woher, wohin – nicht Nacht, nicht Morgen,
kein Evoë, kein Requiem,
du möchtest dir ein Stichwort borgen –,
allein bei wem?
Ach, als sich alle einer Mitte neigten
und auch die Denker nur den Gott gedacht,
sie sich den Hirten und dem Lamm verzweigten,
wenn aus dem Kelch das Blut sie rein gemacht,
und alle rannen aus der einen Wunde,
brachen das Brot, das jeglicher genoß –,
o ferne, zwingende erfüllte Stunde,
die einst auch das verlor'ne Ich umschloß.

Und in einem anderen Gedicht:

Es gibt nur zwei Dinge:
„Die Leere und das gezeichnete Ich"

d. h. das Wort des Menschen, der zeichnet und formt und konstruiert – herausgefordert von der völligen Leere – und im Zeichnen, im Durchschreiten der Formen selbst gezeichnet wird.

Neben diesem Chor der Former und Konstrukteure steht heute wie je eine **bekennende Kirche**, Menschen, die bekennen, daß Gott Gott ist und ganz und gar anders als alles Menschliche, anders auch als alle menschliche Kultur mit ihren Konstruktionen und Formen – Menschen, die bekennen, daß Gott l e b t und daß der große Prozeß zwischen dem redenden Gott und dem nichtantwortenden Menschen ein für allemal entschieden ist dadurch, daß Christus für den Menschen geantwortet hat und dem Menschen seine wahre Gestalt als ein auf den redenden Gott hörendes und antwortendes Wesen wiedergegeben hat.

Dieses gute Wort von der vollzogenen Re – formierung des Menschen galt es heute und hier allen weiter zu sagen, die sich um die Formung des Menschen bemühen.

Kuckuck

DAS SCHULFEST 1956

Unter der scherzhaften Devise „Völkertreffen an der Be(h)ringstraße" fand am 22. September das Schulfest des Christianeums statt. Fast a l l e Klassen hatten sich mit Eifer unter der Leitung ihrer Klassenlehrer an die Vorbereitungen gemacht, um den Klassenräumen das Gesicht ihrer Phantasie zu geben. Maler-, Zeichner- und Basteltrupps hatten sich zu wirklichen Arbeitsgemeinschaften zusammengefunden, um unter der tatkräftigen Führung von den Kollegen Hilmer, Karowski und Möbes die architektonische Umgestaltung des Inneren des Schulhauses und der Turnhalle in mühevoller Arbeit, aber mit Freude, Sinn und Verstand und nicht zuletzt mit Witz durchzuführen. Der Festausschuß (Koll. Dr. Nissen, Paschen, Weise und Präfekt Volker Berghan)

führte die Gesamtregie und hatte alle Hände voll zu tun: vor dem Fest mit Planungen und sorgfältigen Kalkulationen und während desselben mit dem reibungslosen Ablauf. Leider war die Zeit der Vorbereitung wieder viel zu kurz, so daß der pädagogische Wert dieser Schularbeit nicht voll ausgeschöpft werden konnte. Die Gedanken über das, was erreicht wurde und was nicht mehr geschafft werden konnte, sollten der Zielweisung für die Zukunft dienen!

Nach einem allgemeinen Auftakt in der Aula, bei dem Koll. v. Schmidt mit seinem Schulchor die Sommerkantate von C. Bresgen und das Lied vom Herrn Urian nach Matthias Claudius mit von Schülern selbstgedichteten Strophen bot und der Direktor die Gäste begrüßte, begann das lustige Treiben im buntgeschmückten Hause. Von den vielen Klassendarbietungen seien nur genannt: die originelle Schießhalle, das gruselige Geisterkabinett, eine einzigartige Schüler-Hobby-Sammlung, die wirklich geschickt ausgewählten Geschicklichkeitsspiele aller Art, Spielhöllen, ein Musikkabinett, das lustige Kringelbeißen und eine Rollerbahn. In der Aula liefen am Nachmittag über die Bretter: Die Lügen des Herrn Li Ting, die Grüne Mappe und eine Narrenscharade. In der als Schiff hergerichteten Turnhalle tobten nachmittags die Indianer zu ihrem Geheul und abends die Tanzlustigen zur Jazz-Band. Im nüchternen Physiksaal machte Kasperle seine phantasievollen Späße. Für das leibliche Wohl der die Zahl Tausend weit überschreitenden Besucher sorgten reichlich Genußstätten aller Art: neben der unter den Trägern des Eiffelturmes errichteten Bering-Bar sei hier an das gemütliche Mokkazelt, die fernöstliche Teestube, die beiden Existentialistenkeller mit ihrer Turbulenz, die wohlfeile Milchbar, eine Hafenschänke, ein Wiener Café im Obergeschoß und ein Pariser Café im Pavillon und die Kap-Deschnew-Bar mit Blick auf die Beringstraße erinnert.

Alles in allem war auch dieses Fest wieder ein voller Erfolg, der nun aber auch drei Jahre nachklingen muß; denn das nächste Schulfest dieser Art wird erst 1959 wieder gefeiert werden können.

Weise

PICASSO

Es ist naheliegend bei dem sehr großen Interesse, das die Picasso-Ausstellung in Hamburg hervorgerufen hat, auch an dieser Stelle einen kleinen Beitrag zu diesem Thema zu liefern.

Die gewaltige Besucherzahl war aufsehenerregend. Zu keinem Zeitpunkt fand man die Ausstellung leer. Neben den sehr zahlreichen Kunstinteressierten sah man viele, die kaum jemals eine Kunstausstellung besucht hatten – hier meinten sie kommen zu müssen, wohl zum großen Teil, weil sie mit dem Namen Picasso besonders sensationelle Vorstellungen verbanden und ihn für den Schöpfer moderner Kunst schlechthin hielten.

Es würde zu weit führen, die wahren Gründe und Hintergründe für solche Vorstellungen hier untersuchen zu wollen; aber die leicht gegebene Erklärung, Picasso sei eben der berühmteste, am häufigsten genannte moderne Maler, reicht nicht aus. Matisse, Beckmann, Klee und Kandinsky – um nur einige zu nennen – sind in Kreisen der Kunstfreunde fast so berühmt und beim breiteren Publikum fast unbekannt. Auch ist Picasso von der rein formalen Kunstentwicklung her gesehen nicht mehr der modernste. Vielleicht ist es die magische Kraft seiner Symbole, die selbst da noch wirkt – natürlich dann herausfordernd wirkt – wo nichts mehr verstanden wird.

Picasso bleibt letzten Endes immer dinglich, das Objekt ist ihm niemals gleichgültig, was er auch damit macht. Hauptthema ist bei ihm der Mensch und menschliche Leidenschaft, das er verwandeln kann von klassizistischer Schönheit bis zur grauenhaftesten Verzerrung – aber selbst hier bleibt er ausdruckshaft. Schonungslos deckt er unliebsame Seiten auf, die von der Mehrzahl gern und heftig verleugnet werden. Auch gibt es hier kein Ausweichen in das künstlerische Interessante oder in die gute Malerei, so gut sie auch bei ihm ist. Letztlich bleibt er bei allem Einfluß Frankreichs Spanier; Zurbarán und Goya sind seine Ahnen.

Wer sich mit diesem riesigen und vielseitigsten Werk befassen will, beginnt am besten da, wo ihm Vertrautes oder der Tradition Verwandtes erscheint. Leider erübrigt sich diese sehr selbstverständliche Forderung nicht; denn sehr viele wollen immer das ihnen Schwerverständlichste zuerst erklärt haben. Wie groß war doch die Zahl derer, die bei der „Gitarre" – einer Leinwand mit aufgeklebtem Rupfen, Bändern, Papier, und heraustehenden Nägeln – an letzteren fast buchstäblich hängen blieben, weil sie sich nicht einmal um den nötigen räumlichen Abstand bemühten. Dabei ist dieses Werk nur eine und keinesfalls die wichtigste Gestaltungsmöglichkeit im Gesamtwerk Picassos, nur eine Station auf dem Weg, der ganz anders beginnt.

Um die Jahrhundertwende malt Picasso Bilder, die der Mitte des vorigen zu entstammen scheinen, 10 Jahre nach dem Tode van Gogh's (* Kat. Abb. 1). Erst durch Lautrecs Einfluß wird er „moderner". Dann setzen die ersten bedeutenden Perioden ein, erst die blaue dann die rote, so genannt nach der Gesamtfärbung der Bilder. Energisch werden die Fesseln der Valeurs und auch die des l'art pour l'art abgestreift. Der Gegenstand bekommt eine fast „literarische" Bedeutung, oft streift er mit seinen Harlekins und Zirkusszenen das Sentimentale (Kat. Abb. 12).

Aber außer den Tonwerten muß auch die Farbe reduziert werden zugunsten einer klaren kubischen Form, die mit wenig Ocker-, Schwarz- und Grautönen scharf und kantig herausgearbeitet wird. Cézanne ohne seine Farbe ist zunächst Leitbild (Kat. Abb. 22). Doch die kubischen Ecken und Winkel, die konvex und konkav gekrümmten Flächen bekommen Eigenleben, sie verselbständigen sich zu einem Bildrhythmus. Der Gegenstand scheint zu Scherben zerfallen zu wollen (Kat. Abb. 26), er verschwindet fast ganz (Kat. Abb. 28). Eine neue Kunstform um ihrer selbst willen, ein Spiel mit Formen? Zwar sind noch Gegenstandsreste da und wollte man das Bild wie ein Vexierbild nach Erkennbarem absuchen, so wäre noch manches zu finden. Aber ein solches Unterfangen ist sinnlos.

Betrachten wir es zunächst als einen freien Rhythmus der Formen und auch der Farben. Denn entgegen allen Purismen erscheint ein unendlicher Reichtum an Farbtönen, an Schattierungen von gelblichem, rötlichem und bläulichem Schwarz, an Kontrasten zwischen kalten und warmen grauen und gelblichen Tönen, eine volle Symphonie bei äußerster Beschränkung der Mittel. Je länger man ein solches Bild betrachtet, desto plastischer und räumlicher wird es. Nicht im Sinne des weiten impressionistischen Raumes, der in jeder modernen Malerei mehr und mehr verschwindet, aber innerhalb des nahen Raumgebildes entstehen tiefe Schächte und Vorsprünge.

Das Bild ist alles andere als nur ein Flächenspiel, es ist viel zu dramatisch. Die Formgebilde verdichten sich oben in der Mitte des Bildes und im unteren Drittel von links nach rechts aufsteigend. Sie entsprechen genau den Konzentrationspunkten des Themas „Mandolinenspieler". Denn dieses bleibt und wäre auch ohne Gegenstandsreste erkennbar. Man vergleiche es mit ähnlichen Bildern dieser Periode, die Violinspieler oder andere Musikanten darstellen, und der Zusammenhang zwischen Bildaufbau und Thema wird klar. In anderer Form erscheint wieder, was vom Thema in Bezug auf das Gegenständliche verloren geht. Mehrere Stadien einer Bewegung sind gleichzeitig gegeben, ein Zeitmoment kommt in das Bild hinein. Die Tätigkeit des Musizierens wird gründlicher erfaßt als in einer Impression. Picasso ist hier weit entfernt von jeglichem l'art pour l'art; er selbst sagt:

> „Die abstrakte Kunst ist bloß Malerei. Wo aber bleibt das Drama? Es gibt keine abstrakte Kunst. Man muß immer von irgendetwas ausgehen. Nachher mag man jede äußere Ähnlichkeit mit der Wirklichkeit beseitigen: das ist nicht weiter gefährlich, denn die Idee des Gegenstandes hat eine unauslöschliche Spur hinterlassen. Der Gegenstand hat den Künstler gereizt, hat seinen Geist beschäftigt, sein Gefühl erregt ..."

Doch gibt es auch Grenzfälle bei Picasso. In dem Stilleben „Flasche mit Glas" (Kat. Abb. 33) beschränkt er sich auf die ursprünglichsten Darstellungselemente. Klar und einfach wirken die geraden und gebogenen Linien, wohl abgewogen in ihrer Breite. In raffinierte Tönung verwandeln sich die locker gestrichelten Flächen durch den Gegensatz zum festen, gebräunten, scharf geschnittenen Zeitungspapier. Das Gedruckte steht auf dem Kopf, es soll nur als belebte graue Fläche gelten, deren helle Zwischenräume und schwarz umrandete Inserate sich dem ganzen Liniensystem organisch einfügen. Alles, was bis dahin als „malerisch" galt, der Pinselduktus, das Handschriftliche der Linien, ist abgelöst durch weitgehend unpersönliche Bildmittel. Eine objektive Gesetzmäßigkeit des Aufbaus ist erreicht. Der Gegenstand geht fast auf im raffinierten Spiel der Linien.

Aber das Dingliche tritt schnell wieder in den Vordergrund. Sehr reale Gegenstandsfragmente werden in das Bild eingebaut, erst malerisch vorgetäuscht, dann geklebt: Tapeten, Holz, Stoff, Zeitungsfragmente aber jetzt mit lesbarer Schrift. Magische Wirkungen entstehen (Kat. Abb. 36). Eine Mütze aus Packpapier wird aufgeklebt. Zwei Kreise blicken und werden Augen. Eine Pfeife mit Kreis und Punkt als Öffnung kontrastiert seltsam mit den Flächen und Liniengebilden des Hintergrundes. Auch hier sind zum Teil deutlich organische Formen zu erkennen. Das Ganze ist noch spielerisch, aber durch ein sicheres Balanzieren auf den Grenzwerten bekommt es Bedeutung. Die Bildmittel werden Ausdrucksträger, ohne ihren Charakter als Linien oder Flächen zu verlieren. Sie wirken so einfach und direkt, auf den flüchtig Hinsehenden vielleicht primitiv, obgleich gerade die Momente des Raffinierten und Überlegten diese ganze Periode des sogen. analytischen Kubismus kennzeichnen.

Diese Periode wird aber durch die mehr und mehr in den Vordergrund tretenden „magischen Elemente zum Abschluß gebracht. Es folgt nun der „synthetische Kubismus" oder besser, man nennt die nächste Periode so, nachdem man sich einmal auf den Namen „Kubismus" festgelegt hat, hergeleitet von den Bildern mit den farbarmen kantigen Formen. Wie die Namen aller anderen Kunststile und Richtungen ist er halb zufällig, halb passend, und durch geistvolle Deduktion kann ein ganzes kunstphilosophisches Programm darauf aufgebaut werden. Das Moment des Magischen in Picassos Kunst setzt Beziehungen zur Kunst primitiver Völker und zu den Frühformen aller Kunst. Das Magische, hier verstanden als das bedeutungshaltige Zeichen, das mehr sein muß als nur Kennzeichen für Eingeweihte, das andererseits niemals Abbild sein kann. Je straffer geformt, je zwingender in der Aussage, um so brauchbarer für den magischen Kult und um so künstlerischer für unser Empfinden. Alles Magische hat etwas Starres, Unnahbares, demgegenüber die große Kunst der Reifezeiten beseelt und nacherlebbar ist.
In diesem kleinen Aufsatz sollen nicht sämtliche Kunstprobleme berührt werden. Immerhin, die ungeheure Vielseitigkeit Picassos verleitet dazu, und die Gefahr, mißzuverstehen ist wohl bei keinem Künstler größer. Gerade sein Formenreichtum wird ihm von vielen verargt, die geistig gerne etwas bedächtiger leben.

Das Symbolhafte aller Kunst leitet sich vom Magischen her und läßt sie auch auf höchster Höhe bei aller Kompliziertheit einfach erscheinen, im Gegensatz zur Epigonenkunst, die mit übernommenen komplizierten Mitteln nur eine einfache Aussage zu machen hat, die nachahmt, ganz gleich ob naturalistisch oder abstrakt.

Picasso kennt kein vorgefaßtes Programm; wie alle genialen Naturen kann er es nicht kennen, weil er immer wieder Neuland entdeckt. So wechseln in der Folgezeit nicht nur gegenständliche und abstraktere Perioden, sondern das gleiche Thema wird verschieden behandelt. Er sucht nicht eine endgültige Lösung. Er findet verschiedene, z. T. gleichberechtigte Möglichkeiten, ein Problem zu lösen. „Ich suche nicht, ich finde" ist ein Ausspruch von ihm. Das Verständnis für seine Kunst würde um vieles erleichtert, wenn man alle Bilder

gleichen Themas nebeneinander sehen könnte, auch die vielen graphischen Vorarbeiten und Variationen. Anfang der zwanziger Jahre liegt Picassos neoklassizistische Periode, so genannt, weil er neben anderen eine Reihe von Bildern malte, auf denen ruhig sitzende und stehende Figuren von schwerer, massiver Körperlichkeit dargestellt sind. Bei den drei Frauen am Brunnen (Kat. Abb. 40) erreicht Picasso wandbildhafte Monumentalität. Eng stehen die bäuerlichen Figuren im Raum. Eine große Ruhe strahlt von den mächtigen Gliedern aus und von dem einfachen Verlauf der Falten, die bei der linken Figur an Kannelierungen dorischer Säulen erinnern. Heiter und leicht läuft die Linie der oberen Kleidkanten. Außerordentlich lebendig wirken die Hände, die bei aller prankenhaften Gleichheit höchst differenziert in Bewegung und Ausdruck sind.

Eine sehr große Rolle spielt in der gesamten modernen Kunst das Stilleben. Lange Zeit nur Zutat bei figürlichen Darstellungen, wird es zu Beginn des 17. Jahrhunderts wieder Selbstzweck. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, bleibt es Freude am empfindsamen und überzeugenden Darstellen des Stofflichen. Erst der Expressionismus (z. B. van Gogh, Modersohn-Becker) überwindet diesen Standpunkt. Schon vorher waren erlesene Dinge den Sachen des täglichen Gebrauchs in ihrem zufälligen Beieinander gewichen. Jetzt tritt auch die schöne malerische Oberfläche zurück. Die Dinge werden wesenhafter, etwas von ihrer Urform tritt hervor und als Mitexistierende im Raum, als Mitgeschöpfe werden sie andererseits wieder personenhafter.

Das Stilleben mit Büste und Palette (Kat. Abb. 56) enthält noch mehr. Sehr stark ist hier das Erlebnis des Innenraumes gegen den weiten Außenraum gegeben, der doch nur als einfarbiger Himmel von dunkler blaugrauer Färbung erscheint. Die Fensterrahmen geben zusammen mit den Stuhlbeinen die Struktur des Bildes. Die letzteren stellen die vordersten Raumpunkte dar, nur die dunkelrote Tischdecke ragt noch darüber hinaus. Hierauf stehen und liegen die intensiv erdfarbenen Gegenstände. Die Fruchtschale mit ihrem sehr starken Helldunkel-Gegensatz steht auf der Grenze zwischen draußen und drinnen. Es ist dasselbe starke Raumerlebnis, das in der ganzen abendländischen Kunst zutage tritt, das bereits die romantischen Elfenbeinreliefs von den byzantinischen scheidet. Die Dichtigkeit der Malerei, die auf jede naturalistisch aufzählende und somit vortäuschende Darstellung verzichtet, wirkt durch sich selbst, durch die starken Farbklänge, die auch den Raum bilden, zusammen mit der festen Komposition. Es liegt eine Kraft der Stimmung von Nähe und Ferne, Abend und Vergänglichkeit über diesem Bild, wie sie uns in Gedichten von Rilke oder Trakl begegnet. Das Stilleben ist zur unmittelbaren Aussage menschlichen Empfindens geworden. Um Dinge der täglichen Umgebung zu Bildgefügen von so gewaltiger lyrischer oder dramatischer Kraft umformen zu können, bedarf es außer genialer Gestaltungskraft noch der Weisheit und Erfahrung, die alle Darstellungsmöglichkeiten ausgeschöpft hat. Wie weit ist der Weg von der analytisch-kubistischen Periode und Klebebildern aus jener Zeit bis zu dieser souveränen Beherrschung aller Mittel.

Picasso will zwar nicht auf eine solche Entwicklung hin festgelegt werden, er sieht sich nicht gern historisch. Die Freiheit und Unbefangenheit, auch sich selbst gegenüber, gilt ihm mehr. Er will sich alle Möglichkeiten der Darstellung offen halten, und er findet immer noch neue.

Betrachten wir als letztes Bild die „Weinende Frau" (Kat. Abb. 78). Sie ist im Zusammenhang mit „Guernica" entstanden, dem riesigen Bild für den spanischen Pavillon der Pariser Weltausstellung von 1937. „Guernica" ist weit eher eine prophetische Vision der Schrecken des zweiten Weltkrieges als eine Darstellung des Luftangriffs auf diese Stadt. Diese letzte Fassung der „Weinenden Frau" ist etwas später entstanden. Picasso beschränkt sich hier nur auf den Kopf.

Niemals ist hoffnungsloser Schmerz so dargestellt worden wie auf diesem Bilde. Der Blick ist von Tränen geblendet. Unter den hochgezogenen Augenbrauen sind die nassen Wimpern zu schwarzen Kränzen erstarrt. Zwei gelbe

Ellipsen umschreiben die Augen, die wie zersprungenes Glas wirken und uns anblicken, aber hoffnungslos, keinen Trost mehr erwartend. Dann beginnen die weißen grün und blau umrandeten Spitzen, die das Schluchzen zum Ausdruck bringen und der schmerzverzerrte Mund, der das Taschentuch zerbeißt. Teilnahmslos und unpersönlich sitzt über dem Ganzen ein kleiner leuchtend roter Hut mit blauer Blume.

Hier weint nicht Maria im tragischen Schmerz, noch Magdalena in rührender Anmut. Kein Reiz des Gegenständlichen stört die Klarheit des Ausdruckes. Ein Durchschnittsgeschöpf unserer Zeit, durch einen unersetzlichen Verlust herausgerissen aus seiner alltäglichen Umgebung, steht allein dem Schicksal gegenüber, und kein Glaube an dessen Größe und Notwendigkeit gibt diesem Kummer einen mildernden Rahmen.

Hilmer.

---

*) Leider haben wir von der Ausstellungsleitung München nicht die Genehmigung zur Reproduktion der besprochenen Bilder erhalten und waren deshalb gezwungen, auf die Nummern des Ausstellungskatalogs „Picasso" 1900 – 1955, München, Köln, Hamburg 1955 – 56 zu verweisen. Ein Exemplar des Katalogs liegt zur Einsicht im Christianeum aus.

DER WALD IN DER DEUTSCHEN DICHTUNG

Das Verhältnis der deutschen Dichtung zum Wald ist seit jenem geistigen Auf- und Durchbruch, den wir Sturm und Drang nennen, ein religiös vertieftes. Auch wenn wir Goethe, äußerlich gesehen, nicht einen Dichter des Waldes nennen können, so hat er doch schon als Knabe das für den Deutschen bezeichnende Walderlebnis. Er berichtet davon in Dichtung und Wahrheit: Es war nach der enttäuschenden Erfahrung mit dem Frankfurter Gretchen, als er sich mit einem Begleiter öfter „in die Wälder" zurückzog: „In der größten Tiefe des Waldes hatte ich mir einen ernsten Platz ausgesucht, wo die ältesten Eichen und Buchen einen herrlich großen beschatteten Raum bildeten. Rings an diesen freien Kreis schlossen sich die dichtesten Gebüsche, aus denen bemooste Felsen mächtig und würdig hervorblickten und einem wasserreichen Bach einen raschen Fall verschafften." Indem er diesen Platz auswählte, meinte sein Begleiter, an Tacitus erinnernd, erweise er sich „wie ein wahrer Deutscher". Der Knabe Goethe aber rief aus: „O! Warum liegt dieser köstliche Platz nicht in tiefer Wildnis, warum dürfen wir nicht einen Zaun umher führen, ihn und uns zu heiligen und von der Welt abzusondern! Gewiß, es ist keine schönere Gottesverehrung als die, zu der man kein Bild bedarf, die bloß aus dem Wechselgespräch mit der Natur in unserem Busen entspringt!"

Dieses fromme Grundgefühl ist nicht nur eine Anwandlung des Knaben. Das erweist die vom Manne geschriebene Szene „Wald und Höhle", in welcher Faust nach der Begegnung mit Gretchen dem Erdgeist dankt, daß er ihm alles gegeben habe, worum er bat:

Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du mir nur,
Vergönnst mir in ihre tiefe Brust
Wie in den Busen eines Freundes zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei, und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.

Der Wald ist hier keine zufällige Szenerie, er ist vielmehr der einzig mögliche Raum für diesen geheimnisvollen, erfüllten Augenblick im Leben Fausts. Als Goethe 1776 in einem wenig bekannten Aufsatz über den Bildhauer Falconet von der „magischen Welt" spricht, die den Künstler umgebe, verweist er nachdrücklich auf das ihm gemäße, deutsche Walderlebnis, um zu erklären, was er unter magischer Wirkung verstehe:

„Wer ist nicht einmal beim Eintritt in einen heiligen Wald von Schauer überfallen worden?" Auch wenn wir die numinose Bedeutung des Wortes „Schauer" bei Goethe nicht kennten, das Beiwort „heilig" würde den religiösen Charakter solchen Erlebnisses bestätigen.

Nun ist der Wald nicht mehr Kulisse und Begleitmusik für frohe und traurige Stimmungen, wie fast durchweg seit der mittelhochdeutschen Dichtung. Er ist eine Macht, welche die Seele des Menschen ergreift und in ihren Bann schlägt. F. H. Jacobi, der Freund des jungen Goethe, bringt in seinem Roman „Woldemar" eine dionysisch gestimmte Szene, in der das sturmbewegte „Laub-Meer" des Waldes die Seele des Erlebenden mit sich reißt: „Ergriffen von seinen Wogen schwamm mein Auge hinweg in die schöne Flut und ließ sich von ihr verschlingen"; und der am schwankenden Baumstamm Lehnende meint: „Nie war meine Seele so in allen meinen Sinnen! — Lauter Genuß mein ganzes Wesen! — Ewigkeit, mein fliehendes Dasein!" Der den Wald Erlebende ist also von Ewigkeit, d. h. vom Wesen, vom Welt-Wesen, erfüllt.

Daß es sich hier nicht um eine kurzfristige dichterische Laune handelt, sondern um eine für Generationen gültige Möglichkeit metaphysischen Glücks, mag ein Hinweis auf Mörikes Gedicht „Die schöne Buche" zeigen: Hier ergreift „des Hains auflauschende Gottheit" den Dichter „um die hohe Stunde des Mittags" und führt den Staunenden ein in das panische Geheimnis, dessen er am Stamme einer mächtigen Buche lehnend, inne wird:

Aber ich stand und rührte mich nicht; dämonischer Stille,
Unergründlicher Ruh' lauschte mein innerer Sinn.
Eingeschlossen mit dir in diesem sonnigen Zauber —
Gürtel, o, Einsamkeit, fühlt' ich und dachte nur dich!

Auch diese innere Erfüllung, die der Zauber des Waldes gewährt, ist vollkommen.

Man weiß aus der Literaturgeschichte, daß Ludwig Tieck den Zauber des Waldes für unsere Literatur und wohl auch für unser inneres Leben wiederentdeckt und zum Bewußtsein gebracht hat. Denn daß er im Gemüt unseres Volkes als ältestes Erbe, wenn auch unbewußt und zeitweilig zurückgedrängt, lebendig war, ist gewiß. Das zu erweisen, bedürfte es nicht einmal des Berichts von Tacitus, auch nicht der biederen Rückschau Klopstocks in die heiligen Haine germanischer Vorzeit. Die Märchen bezeugen seit Urzeiten den Zauber des Waldes zur Genüge, freilich nicht nur den schützenden, beglückenden und heimischen, auch den unheimlichen und beängstigenden: Birgt der „wilde, dicke Wald" doch in sich Gefahren und Ungeheuer, die den Menschen bedrängen und zu vernichten drohen. Hier mag noch die Erfahrung von der alle menschliche Arbeit und Siedlung überwuchernden und erdrückenden Übermacht der Wälder-Wildnis nachwirken. Als Tieck in dem Märchen „Der blonde Eckbert" mit dem von ihm gebildeten Wort „Wald-Einsamkeit" die magische Formel für das romantische Walderlebnis gab, waren die ungeheuerlichen Angstträume der Urzeit-Märchen nicht mehr mächtig. Waldeinsamkeit heißt für ihn und seine Nachfolger: Zauber paradiesischen Umfangenseins, zeitloses Glück mit Gewächs und Tier, andächtiges Versunkensein in das Wachstum der Welt. Wenn auch die betreffenden Verse, der Gesang eines Wundervogels, nicht zu den Perlen deutscher Lyrik zählen, ihre Wirkung war dennoch stark:

Waldeinsamkeit,
Die mich erfreut,
So morgen wie heut
In ewger Zeit,
O wie mich freut
Waldeinsamkeit.

Tieck bringt in seinen Dichtungen jene Waldmotive, die dann ein Jahrhundert und länger wirksam blieben: Herzensfreudigkeit, hohe Empfindung, heiliges Grauen, andächtige Stimmung, das alles klingt im Herzen zusammen und vermischt sich mit den Stimmen des Waldes, dem Rauschen und „Baumgesang", mit dem „dunklen Schweigen", in dem die alten Götter sowohl wie die Elfen und Nixen ihre Heimat haben.

Zur überzeugenden dichterischen Substanz wird das Walderlebnis der Romantik erst im Werke Eichendorffs. Bei ihm wird auch deutlich, warum gerade die Romantik ihren metaphysischen Hang zum Walde so mächtig bekundete: Ihr Drang nach dem Ganzen der die Welt durchströmenden Lebensfülle, der sich als unendliche Sehnsucht und Wanderschaft äußert, findet im Wald den ihm gemäßen Raum; er kann zum umfassenden Sinnbild des unendlichen Lebens werden; die unbegrenzte Seelenbewegung vermag in seine grüne Welt zu münden: „Du meiner Lust und Wehen / Andächt'ger Aufenthalt." Hier ist die Heimat der naturfrommen Schauer, hier ist der Ort ewiger Jugend und Erneuerung, hier stört nicht mehr die „geschäft'ge Welt", und das trübe Erdenleid vergeht. Der Wald birgt das Bild des reinen, ungestörten Naturwesens, das Reh. Er vermittelt die Lehre einer „rechten" Sittlichkeit: „Da steht im Wald geschrieben/Ein stilles, ernstes Wort/Vom rechten Tun und Lieben,/Und was des Menschen Hort". In ihm raunen die Geheimnisse des Traums und des unbewußten Seelengrundes. In ihm leben Erinnerung und Vergangenheit, Sagen und Märchen: „Wie schön hier zu verträumen/Die Nacht im stillen Wald,/Wenn in den dunklen Bäumen/Das alte Märchen hallt". Der Wald ist somit der Raum stärksten Lebens, eine Lebenszelle, in der die seelich-plasmatische Kraft durch die Zeiten hindurch die Verwandlung und Erneuerung der Lebensbilder bewirkt: „Im Walde da liegt verfallen/Der alten Helden Haus,/Doch aus den Toren und Hallen/Bricht jährlich der Frühling aus". Somit hat es seinen tiefen Sinn, wenn Siegfried und Parsival im Walde aufwachsen, ehe sie die Bahn des Helden gehen. Auch die Dichter sind ihm wesenhaft zugeordnet, ziehen aus ihm ihre magische Gewalt. Dieser mythischen Urerfahrung entsprach schon die antike Vorstellung vom Musenhain, die dann von Klopstock und seinen Göttinger Freunden im Hainbund übernommen wurde. Alles in allem: der Wald wird zur mächtigsten Offenbarung des Lebens. In seinem geheimnisvollen Rauschen, in seinem schauererregenden Weben, in seinen heiligen Tiefen kann selbst die allen Fernen verschwisterte Seele des deutschen Romantikers die Erfüllung ihrer Sehnsucht erfahren. Eichendorff, der gläubige Katholik, hat deshalb auch nicht versäumt, diesem Wald die religiöse Weihe zu geben; der „Herr" selbst segnet den Träumenden: „Der Wald aber rühret die Wipfel/Im Traum von der Felsenwand./Denn der Herr geht über die Gipfel/Und segnet das stille Land". Lenau hat für den von der Romantik wiederentdeckten Zauber des Waldes die mythische Gestalt Merlins gesetzt. Merlin ist der Eingeweihte, er „versteht" Sturm und Stille des Waldes, sein „ewiges Gedicht":

Still die Götter zu beschleichen
Und die ewigen Gesetze,
In den Schatten hoher Eichen
Wacht der Zaubrer, einsam sinnend,
Zwischen ihre Zweige spinnend
Heimliche Gedankennetze ...
Stimmen, die in andern schweigen,
Jenseits ihrer Hörbarkeiten,
Hört Merlin vorübergleiten ...
Rieseln hört er, springend schäumen
Vögel schlummern auf den Ästen
Lebensfluten in den Bäumen.

Nach des Tages Liebesfesten,
Doch ihr Schlaf ist auch beglückt;
Lauschend hört Merlin entzückt
Unter ihrem Brustgefieder
Träumen ihre künftgen Lieder...

Gottfried Keller hat dann in einem der vollendetsten Wald-Gedichte ebenfalls das Letzte vom Wesen des Waldes in einem mythischen Bilde auszusagen versucht: Im Rauschen des Waldes ertönt die „Weltenweise", in der sich Pan, das göttliche All, selbst bekundet: „Also streicht die alte Eiche Pan der Alte laut und leise,/Unterrichtend seine Wälder in der alten Weltenweise". In unserem Jahrhundert war es Peter Hille, der ohne Nennung eines mythischen Namens, diese mythische Wirklichkeit des Waldes und seiner Weltenweise am vollkommensten zu gestalten wußte (in seinem Gedicht „Waldstimme"):

Wie deine grüngoldenen Augen funkeln,
Wald, du moosiger Träumer,
Wie so versonnen deine Gedanken dunkeln,
Saftstrotzender Tagesversäumer,
Einsiedel, schwer von Leben!

Über der Wipfel Hin- und Wiederschweben:
Wie's Atem holt
und näher kommt
und braust,
Und weiter zieht
und stille wird
und saust!

Über der Wipfel Hin- und Wiederschweben,
Hoch oben steht ein ernster Ton,
Dem lauschten tausend Jahre schon
und werden tausend Jahre lauschen,
Und immer dieses starke, donnerdunkle Rauschen.

Eichendorff erwähnt wiederholt die sittliche Wirkung des Waldes, er lehre das „rechte Tun und Lieben", eine lebendige Freiheit wehe uns „in den großen Wäldern wie mit wehmütigen Erinnerungen an". Er läßt es allerdings bei solchen Hinweisen bewenden. Wie sich diese erzieherische Wirkung des Waldes im Menschen äußert, das erfahren wir eigentlich erst im Werke **Adalbert Stifters.** Wohl ist die böhmische Waldlandschaft bei ihm vor allem der heimatgebundene Raum seiner Erzählungen, aber darüber hinaus spüren wir, daß die Art seiner Menschen vom Walde bestimmt und gebildet ist. Erst in seinem späten Roman „Witiko" weist er besonders auf diese Tatsache hin: Witiko, die beispielhafte Gestalt eines Volksführers, sagt von sich: „Singen kann ich nicht, aber denken wie der Wald". In ihm verkörpern sich die Tugenden der „Waldleute", ja die Tugenden der Menschen Stifters überhaupt: die gesammelte, innere Hoheit, die kindliche, unverkrampfte Schlichtheit, die reine Stille und gewachsene Sicherheit ihres Wesens, die Treue gegen sich und die ihnen verbundenen Menschen, die Freiheit des Wesens, auch in Gehorsam und Dienst. Bei Stifter wird der Wald, der bei den Romantikern noch die unheimliche, dämonisch verlockende Macht des Lebensgrundes sein kann (vgl. Loreley), zum Element menschlicher Kultur, die ohne Widerspruch natürlich und sittlich zugleich ist. Dem entspricht, daß der Wald, den er so liebevoll schildert, schon der vom Menschen geordnete und gelenkte Forst ist.

Wenn der Wald bis zur Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Dichtung immer noch zum Lebensraum gehört, der den Menschen selbstverständlich umgibt und zum Teil auch bestimmt, so wird er gegen Ende des Jahrhunderts immer mehr zum Sinnbild verlorener Fülle und verlorener Heimat. Die Entwicklung der städtischen und zivilisatorischen Lebensform wird begleitet vom Gefühl eines metaphysischen Verlusts. Schon **Wilhelm Raabe,** der große Pessimist, sagt in seiner Erzählung „Leute aus dem Walde": „Weh uns ...., daß wir den dunklen Heimatwald verließen — verlassen mußten!" Die Waldheimat ist für ihn unwiederbringlich dahin, es gibt keine Rückkehr; das ist Schicksal. Dem entspricht, wenn in „Else von der Tanne" der Pastor Friedemann Leutenbacher erleben muß, daß es die von Krieg und Aberglauben verblendeten Menschen selbst sind, die Else von der Tanne, das aus dem Krieg in die Wildnis gerettete reine Leben, die Mensch gewordene Seele des Waldes, als Hexe steinigen und töten.

Man mag das veränderte Verhältnis zum Walde mit der äußeren Zurückdrängung und Minderung der Waldgebiete begründen, wesentlicher ist die Tatsache, daß mit dem Sieg der Technik auf allen Lebensgebieten, der umfassendsten Revolution des menschlichen Daseins seit der Steinzeit, sich auch der Mensch entsprechend verändert, und zwar im Sinn einer Entfernung und Entfremdung von dem Wachstumsbereich des Waldes. Da es sich aber bei der romantischen Wiedergeburt des Wald-Geistes eben nicht nur um eine literarische Bewegung handelte, sondern um ein für unser Volk bezeichnendes, ihm eingeborenes Lebensgefühl, so entwickelte sich aus dem Zustand der Verstädterung und Technisierung eine innere Spannung, die weit über das von Schiller sentimentalisch genannte Verhältnis hinaus zu einer schmerzlichen und leidenschaftlichen Beschwörung des Waldes trieb. Der am Intellekt und der Maschine Leidende sieht im Wald, der konzentriertesten Form vegetativen Daseins, das mächtige und erlösende Reich, in dessen „dunklem Hort" das rettende Wort zu finden ist. Das meint schon **C. F. Meyer** in seiner Anrede an den Wald „Jetzt rede du!": „Ich lasse dir das Wort! Verstummt ist Klag' und Jubel. Ich will lauschen."

Dieses sehnsüchtige Verhältnis zum Wald als der verloren gegangenen Heimat bestimmt die dunkle Melancholie und schmerzlich-süße Verlockung des Werkes von **Ernst Wiechert** Der Wälder-Heimat der Jugend nähert sich Wiechert immer wieder mit religiöser Inbrunst, um dort die Schauer des Paradieses zu erfahren, die Einheit von Mensch, Tier und Pflanze. Der Wald bildet den mystischen Hintergrund und ist zugleich ein Maß, an dem alles Menschentum gemessen wird; ein Maß, das allerdings in seinen Abgrenzungen ganz im Unbestimmt-Gefühlsmäßigen schwebend bleibt und den andersartigen Erscheinungen städtischer Kultur und Leistung nicht mehr gerecht wird.

Als nach dem ersten Weltkrieg die zerstörerische Seite des Fortschritts auch von weiteren Kreisen erkannt wurde, steigerte sich die Sehnsucht nach dem Wald zu einem aus Verzweiflung geborenen Drang nach gänzlicher Aufgabe des Selbst, nach Verwandlung und Eingehen in seine panische Lebensfülle. Es scheint, als wolle der Mensch, der ja nach dem germanischen Schöpfungsmythos von den Göttern aus dem Baum geformt ist, wieder zurück in seinen Ursprung. So spricht der frühe **Josef Weinheber** sein „Einsames Gebet" an den Wald:

Laß meine Hände wühlen! Bei Wurzel und Stein
grab ich mein Elend, mein Weh und mein Weinen ein,

grab immer tiefer, bis unter Wurzel und Blatt
Raum meine Seele, mein Körper zum Ausrasten hat,

schließe die Augen und träume und tu wie zuhaus,
kommt wohl Gott Vater vorüber und löscht meine Schmerzen aus.

Fallen im Herbst dann auf meine tieftiefe Ruh
tausend Blätter und decken den Träumenden zu:

Aber im Frühling, jubelnd im Frühlingswehn,
werd ich, ein blühender Baum, inmitten der Brüder stehn!

Aus verwandtem Empfinden vollzieht **Emil Merker** die „Flucht zum Wald":

Ich will nur noch bei den Bäumen sein.
Sie werden rauschen und meiner nicht achten.
Und das ist viel mehr als alles Verzeihn,
Dieses große Umnachten
Und Auslöschen und Wiederheimholen.

Erlösung durch die Unio mystika mit dem Wald und seinen Bäumen ist als Thema noch öfter in der Lyrik der letzten Generation zu finden; am dichterisch vollkommensten ist es von dem im ersten Weltkrieg gefallenen **Gerrit Engelke** gestaltet:

Ich möchte in dir hochwellen,
Grüner Baum!
Ich möchte treibfroh in deinen Markzellen
Aufschwellen
Bis in den Wipfeltraum
Lichtoben ...

Ich möchte in die Lichtweiten
Hundert Arme breiten
Wie Zweige —
Armzweige mit Blätterfingern
Und dann fühlen wie Mittagsgluten,
Wie Lichtfluten
Durch sie schlingern.

Ich möchte aus deinem Wirbelkopf,
Lebensbaum,
Aus dem Laubtraum
Wie Lichtgetropf,
Wie Windsingen
Mich aufschwingen
In den Weltraum!

Solange in der Dichtung diese seelische Spannung zum Walde sich bekundet, wird die Trennung vom Wald oder gar sein Verlust n o c h empfunden. Das wiederum besagt, daß der Wald in der Seele noch wirksam, die Liebe zu ihm noch eine Wesensäußerung ist. Ob diese seelische Wirklichkeit „Wald", wie sie sich uns in der deutschen Dichtung darstellt, unserem Volk für alle Zukunft bleibt, ist keineswegs sicher. Ein gleichgültiges oder nur wirtschaftlich bedingtes Verhältnis ist heute bereits in manchen Kreisen erreicht. Gewiß ist nur, daß die Wald-Seele in uns von der Dichtung allein nicht genährt werden kann, daß das innere Bild nur durch die sich immer wieder erneuernde Wechselwirkung von Natur-Bild und Menschenseele erhalten bleibt. Sollte es in unserem Lande einmal keine „Wälder" mehr geben, dann würde sich auch die innere Verfassung unseres Volkes wesentlicher verändern, als es Kriege und Regierungen je vermöchten. Die Deutschen würden einen anderen Charakter bekommen. Das meinte schon W. H. Riehl, als er vor fast hundert Jahren schrieb: „Wir müssen den Wald erhalten, nicht bloß, damit uns der Ofen im Winter nicht kalt werde, sondern auch, damit die Pulse des Volkslebens warm und fröhlich weiter schlagen, damit Deutschland deutsch bleibe." Ibel

ENTSTEHT EUROPA IN STRASSBURG?

Der Europarat in Straßburg führt jährlich eine Arbeitstagung durch, die dazu dienen soll, die Teilnehmer dieser Tagung mit der Arbeitsweise und den Problemen des Europarates vertraut zu machen. Diese Arbeitstagungen finden im Zusammenhang mit den Plenarsitzungen des Europarates statt. Auf Vorschlag des Schulausschusses der Kultusministerkonferenz konnte ich an der diesjährigen Arbeitstagung, die im September stattfand, als Mitglied der Delegation der Bundesrepublik teilnehmen. Der Arbeitskreis bestand aus 47 Teilnehmern, die durch die Regierungen sämtlicher dem Europarat angeschlossenen Staaten ausgewählt worden waren.

Die Eindrücke, die ich beim Europarat gewann, waren außerordentlich interessant, aufschlußreich, aber keineswegs enttäuschend, wenn man die Welt nimmt, wie sie ist. Die Straßburger allerdings, die im Laufe der Geschichte als Grenzlandsbevölkerung mit beiden großen Nachbarstaaten bittere Erfahrungen machen mußten, sind enttäuscht, weil der Europarat nicht vom Fleck kommt. Man hatte hier vom Europarat sehr viel erwartet und hoffte, daß die Vereinigten Staaten von Europa schnell entstehen würden. Man vermißt die greifbaren politischen Ergebnisse. „Europa ist in Straßburg eingeschlafen", sagen die Straßburger. Dennoch lebt der Eurapagedanke noch in der Bevölkerung dieser Stadt. Als das Europakirchenfenster im Münster in Gegenwart der Regierungsvertreter sämtlicher Staaten vom Bischof eingeweiht wurde, füllten 15–20 000 Bürger der Stadt die weiten Kirchenschiffe.

Mehr Schwung und Betriebsamkeit findet man im Europahaus, das draußen am Stadtrand inmitten eines herrlichen Parks, der Orangerie, liegt. Hier hat sich eine sehr fähige europäische Ministerialbürokratie zusammengefunden, die einen gewaltigen Papierkrieg entfesselt und Abgeordnete und Tagungsteilnehmer jeden Morgen mit Bergen von Drucksachen eindeckt. Simultandolmetscher, die für die Verhandlungen zur Verfügung stehen, übersetzen ins Englische und Französische. In der kostspieligen, von der deutschen Firma Siemens und Halske geschaffenen Mikrophonanlage sind auch Deutsch und Italienisch als Sprachen vorgesehen. Aber in diese Sprachen wird noch nicht übersetzt. Die Übersetzungen der hochbezahlten Dolmetscher sind nicht akademisch, geben aber das Wesentliche in erstaunlicher Weise wieder, so daß die Verhandlungen durch notwendige Übersetzungen keine Verzögerung erleiden. Leider aber fehlt diesem Verwaltungsapparat, der wie eine Regierung organisiert ist, jegliche Regierungsbefugnis.

An den ersten Arbeitstagen wurden uns von den ständigen Abteilungsleitern die nötigen Kenntnisse über die bestehenden europäischen Einrichtungen, soweit sie öffentlich-rechtlichen Charakter tragen, und über die Arbeitsausschüsse vermittelt. Alle diese Einzelheiten sind in jedem europäischen Taschenbuch nachzulesen. – Um die Arbeitsweise des Europarates verstehen zu können, muß man lediglich wissen, daß es sich nicht um ein europäisches Parlament, sondern um eine europäische Parlamentarierversammlung handelt, die von den nationalen Parlamenten beschickt wird. Die 132 Abgeordneten sitzen im Plenarsaal allerdings in alphabetischer Ordnung, um den europäischen Charakter zu betonen. Diese Beratende Versammlung kann wirklich nur beraten. Sie besitzt keine staatlichen oder überstaatlichen Befugnisse, sondern kann nur Empfehlungen aussprechen, die an den Ministerrat des Europarates weitergeleitet werden müssen. Wenn der Ministerrat, d. i. die ständige Konferenz der Außenminister der verschiedenen Mitgliedstaaten, sich einstimmig für die Annahme der Empfehlung ausspricht, wird sie den Regierungen der Europarat-Staaten übermittelt. Im September wurde in den Empfehlungen der Beratenden Versammlung die Verstaatlichung des Suez-Kanals als willkürliche Maßnahme verurteilt. Ferner wurde die Zypernfrage als ernste Gefahr für die Aktionseinheit der Mitgliedsstaaten bezeichnet. Zur Deutschlandfrage wurde lediglich festgestellt, daß kein Fortschritt erzielt sei; die Regierungen wurden aufgerufen, alle notwendigen Initiativen zu ergreifen, um auf der Grundlage freier Wahlen zu einem Übereinkommen zu gelangen. Auch schlug man die Schaffung einer Europäischen Konvention über soziale und wirtschaftliche Rechte vor. Das ist alles sehr papiern. Eine Erweiterung der Befugnisse der Beratenden Versammlung ist gegen den Widerstand der nationalen Regierungen nicht durchzusetzen, so daß die löbliche Zusammenarbeit in Straßburg nicht zu einem Zusammenschluß führen kann.

Trotz dieser problematischen Struktur hat der Europarat einige positive Leistungen aufzuweisen. Er hat eine Arbeitsmethode für das Zustandekommen von internationalen Konventionen und Abkommen entwickelt. Die wichtigste der bisher verabschiedeten Konventionen ist die Europäische Konvention der

Menschenrechte, die fast von allen Mitgliedstaaten ratifiziert ist. Sie trat im September 1953 in Kraft. Die französische Ratifikation steht aus innenpolitischen Gründen noch aus. Mitgliedstaaten, die die Menschenrechte und Grundfreiheiten verletzen, können nun vor der Europäischen Kommission der Menschenrechte angeklagt werden, falls der Prozeß im eigenen Lande bis zur letzten Instanz durchgeklagt wurde. Dann kann der Ministerrat mit Zweidrittelmehrheit ein Land verurteilen, das gegen die Konvention verstoßen hat.

Zu den Erfolgen muß man auch rechnen, daß sich im Europarat Gelegenheit bot, heikelste internationale, politische Probleme vor einem europäischen Forum öffentlich zu diskutieren und mit der Bildung einer europäischen öffentlichen Meinung zu beginnen. In Straßburg schlug der damalige französische Außenminister Robert Schuman die Schaffung einer Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Eisen vor. Das Flüchtlingsproblem wurde diskutiert.

Diese Erfolge erscheinen natürlich demjenigen klein, der die Gründung der Vereinigten Staaten von Europa vom Europarat erwartet hatte. Man muß sich aber überlegen, daß ohne den Europarat noch weniger geschehen wäre.

Neben den recht kleinen europäischen Früchten bieten die Tagungen des Europarates aber noch andere Möglichkeiten, die gerade in der Bundesrepublik nicht übersehen werden dürfen. Ist es doch hier gelungen, Deutschland wieder auf die internationale politische Bühne zurückzuführen. In Straßburg wurden die früheren Verbindungen mit den anderen europäischen Ländern wieder aufgenommen.

In der Beratenden Versammlung werden die verschiedenen nationalen Meinungen vorgetragen und ruhig und sachlich erörtert, ohne daß es zu unerfreulichen Zusammenstößen kommt. Der persönliche Kontakt, der freundliche Umgangston zwischen den Abgeordneten kann vielleicht auch dazu beitragen, Spannungen zwischen den Staaten zu verringern und Freundschaften zu anderen Staaten zu fördern.

Im Europarat hat man ferner die einzigartige Gelegenheit, die Schwierigkeiten täglich zu erleben, die dem europäischen Zusammenschluß hemmend im Wege stehen. Das sind durchaus nicht immer veraltete Ordnungsvorstellungen des nationalen, souveränen Staates, sondern z. T. völlig berechtigte, sachliche Interessen der Einzelnationen, die ja schließlich alle leben und essen wollen.

Den Franzosen und Engländern paßt es z. B. gar nicht, daß durch die bundesdeutsche Ausfuhr die europäische Zahlungsbilanz in Unordnung gerät, weil die Bundesrepublik monatlich große Gold- und Devisenüberschüsse erzielt. Daher fordern sie von der Bundesrepublik eine Aufwertung der D-Mark. Die deutsche Industrie hingegen ist daran gar nicht interessiert. Man meint hierzulande, daß eine französische Geldentwertung die gleiche Wirkung auf den deutschen Export haben würde. An einer weiteren Geldabwertung findet jedoch die französische Regierung, die mit einer starken kommunistischen Opposition im Lande rechnen muß, keinen Geschmack. Wer soll nun eine Änderung des Wechselkurses vornehmen? Oder wer soll es anordnen? Der Europäische Wirtschaftsrat und der Europarat können nur Empfehlungen aussprechen. Solche sachlichen Probleme sind natürlich der Zusammenarbeit der europäischen Staaten abträglich.

Auch die Bemühungen um einen gemeinsamen europäischen Markt sind nicht befriedigend, aber doch aufschlußreich. Auf der Konferenz der Außenminister der Beneluxstaaten, Frankreichs, Italiens und der Bundesrepublik in Messina wurde eine Sachverständigenkommission eingesetzt, die die Frage prüfen sollte, wie ein engerer, wirtschaftlicher Zusammenschluß dieser Staaten erreicht werden könnte. Der belgische Außenminister Spaak, ein großer Europäer, wurde mit der Leitung des Ausschusses betraut. Der Spaak-Bericht schlägt eine enge Zusammenarbeit auf dem Gebiete der Atomenergie und die Schaffung eines gemeinsamen europäischen Marktes

vor. Es soll eine Zollunion dieser Länder entstehen, die gegenüber anderen Staaten eine gemeinsame Zollmauer beibehält, alle Zölle innerhalb der Zollunion jedoch im Laufe von 12–15 Jahren völlig abbaut. Um eine Verzögerung für unabsehbare Zeit zu vermeiden, will der Spaak-Bericht die Harmonisation der sozialen Verhältnisse in den einzelnen Ländern der Entwicklung überlassen.
Frankreich, das sich schon im Juli 1956 geweigert hatte, die Liberalisierungsquote auf 85 % heraufzusetzen, erhob erhebliche Einwendungen gegen die Brüsseler Vorschläge. Dabei wird Frankreichs Haltung bestimmt durch die Verteuerung der Gestehungskosten, die sich aus den sozialpolitischen Maßnahmen der Regierung Mollets ergeben. Die Löhne sind wesentlich gestiegen, die gesetzliche Urlaubszeit ist verlängert, die Familienzulagen in den Provinzen sind dem Pariser Niveau angeglichen, die Altersrenten wurden erhöht. Diese Faktoren erhöhen selbstverständlich die französischen Produktionskosten, so daß die französische Regierung die Industrie des Landes durch Schutzzollgesetzgebung vor der ausländischen Konkurrenz schützen zu müssen glaubt. Vor der Errichtung des gemeinsamen Marktes verlangt Frankreich die Angleichung der Soziallasten. Dadurch würde der Vorschlag der Brüsseler Kommission auf sehr, sehr lange Zeit vertagt werden; denn man kennt bis heute noch nicht einmal eine zuverlässige, wissenschaftlich haltbare Methode, um Soziallasten und Kaufkraft in den einzelnen Staaten vergleichen zu können. Dann bleibt immer noch die schwierige Frage: Wer soll die Angleichung veranlassen? Der Europarat hat keine Befugnisse.

Sachliche, nationale Wirtschaftsinteressen bestimmen auch die politische Haltung Großbritanniens in Europa. Der Anteil des britischen Exports in die Länder der Montanunion ist jetzt schon wesentlich hinter der Entwicklung der Gesamteinfuhr dieser Staaten zurückgeblieben. Eine Zollunion des festländischen Europas, der Großbritannien nicht angehört, würde eine weitere, ernste Bedrohung für seinen Exporthandel nach Kontinentaleuropa bedeuten. So gab denn Lord John Hope für die Britische Regierung in Straßburg die Erklärung ab, daß Großbritannien Europa niemals den Rücken kehren könne, selbst wenn es dies auch wolle. Der britische Regierungsbeauftragte erklärte, daß Großbritannien sich an einem Freihandelsgebiet der europäischen Staaten beteiligen wolle, wenn Lebens- und Futtermittel, Getränke und Tabak davon ausgenommen würden. Das bedeutet aber gleichzeitig, daß Großbritannien für seinen Export in die Commonwealthländer weiterhin die Vergünstigungen des Vorzugszollsystems von Ottawa genießen will, die den europäischen Kontinentalstaaten nicht zugebilligt werden. Nur der britische Markt – ohne die Commonwealthländer – würde danach für alle nichtlandwirtschaftlichen Güter Kontinentaleuropas geöffnet. Großbritannien hätte aber den ungeheuren Vorteil, am schnell wachsenden europäischen Markt teilnehmen zu können. So ist die geplante Umstellung der britischen Wirtschaftspolitik primär von nationalwirtschaftlichen Absichten bestimmt. Großbritannien hofft, durch die neue Zollpolitik mehr „bacon" zu bekommen. Es wäre völlig töricht, England zu verdächtigen, es wolle die europäischen Zollpläne verwässern oder gar torpedieren. Die Britische Regierung will nur Schlimmeres verhüten und gleichzeitig seinen Anteil an der Gesamteinfuhr der Montanländer erhöhen. So haben sich die großen leistungsfähigen Industrien – auch die Kraftfahrzeugindustrie – für den Anschluß an die europäische Freiheitszone ausgesprochen. Man befürchtet jedoch auch in England in Gewerkschaftskreisen einen Druck auf das englische Lohnniveau und unfaire Konkurrenz.

Aber auch geringere Probleme bieten große Schwierigkeiten. Es ist geplant, daß die Reifezeugnisse der Europastaaten überall wechselseitig anerkannt werden. Schwierigkeiten kommen in diesem Fall von englischer Seite, da Oxford und Cambridge das Reifezeugnis nur als Voraussetzung zum Studium betrachten, nach wie vor aber besondere Aufnahmeprüfungen durchführen. Geplant, aber noch nicht angenommen, ist auch die Anerkennung der Auslandssemester und der Staatsprüfungen für Ärzte, Ingenieure, Naturwissenschaftler.

Bei der Behandlung aller Probleme in Straßburg zeigt es sich, daß die Gedankenwelt des nationalen, souveränen Staates noch sehr lebendig und mächtig ist. So sprach sich z. B. Mr. Nicolson, M. P., immerhin der Vorsitzende des Informationsausschusses des Europarates, in einem offiziellen Vortrag vor der Arbeitstagung für die Aufrechterhaltung der nationalstaatlichen Souveränität aus, u. a. mit der Begründung, in England befürchte man, daß Queen Elizabeth II. durch einen Präsidenten der Vereinigten Staaten von Europa verdrängt werden könnte. Als Einstimmung auf kommende Ereignisse waren wohl seine Bemerkungen zu werten, daß Großbritannien als eine Nation von „shopkeepers and merchants" stets dafür sorgen werde, daß die Unverletzlichkeit der Verträge gewährleistet sei. „Great Britain will remain great by all means". In Straßburg ahnten wohl wenige die tiefere Bedeutung dieser Worte.

Auch der Vorsitzende der Arbeitstagung, Mr. Wiles (Fellow of New College, Oxford) sprach unglaublich offen und ehrlich, als er sagte: „Every Englishman who is a good European is suspect, at least he is non-representative." Wo findet man sonst so viel Ehrlichkeit?

Obgleich der Abschied von den alten imperialistischen Grundsätzen manchen Politikern nachgewiesenermaßen – auch in Straßburg – schwerfällt, sollte man dennoch nicht defaitistisch werden und die beschränkte Nationalpolitik als der Weisheit letzten Schluß betrachten. Denn die Weltlage hat sich seit Kriegsende durch die Entstehung des Ostblocks, der fortschreitenden Erschütterung der europäischen Kolonialherrschaft und die nukleare Strategie entscheidend gewandelt und fordert andere politische Mittel und Methoden als das 19. Jahrhundert.

Dabei dürfen die latenten Möglichkeiten des Europarates nicht übersehen werden, die nur durch eine realistische Betrachtung der Geschichte der Nachkriegszeit deutlich zu erkennen sind. Seit 1944 wurde Osteuropa bolschewisiert und in die russische Interessensphäre einbezogen. Die Wirtschafts- und Militärsysteme dieser Länder gerieten in immer stärkere Abhängigkeit vom sowjetischen Staat. Um die russische Expansion einzudämmen, erklärte Präsident Truman im März 1947, daß Amerika willens sei, den freien Völkern bei der Erhaltung ihrer freien Institutionen und ihrer nationalen Integrität gegen totalitäre Mächte mit Geld und Waffen zu helfen. Am 5. Juni 1947 bot der amerikanische Außenminister Marshall eine umfassende Wirtschaftshilfe für Europa an, wenn die europäischen Staaten ein gemeinsames Aufbauprogramm entwürfen. Zu dem Zweck wurde der Europäische Wirtschaftsrat (O.E.E.C.) in Paris als erste zwischenstaatliche Organisation in Europa ins Leben gerufen (April 1948), in der die drei Westzonen Deutschlands vertreten waren. Im März 1948 wurde der Brüsseler Pakt zwischen Frankreich, England und den Beneluxstaaten abgeschlossen, der sich dem Worte nach gegen Deutschland, tatsächlich aber gegen jeden künftigen Angreifer in Europa richtete. Bald danach begann die russische Blockade gegen Westberlin. So kam es in der Folge im März 1949 zur Gründung der Nato (North Atlantic Treaty Organisation), einer atlantischen Verteidigungsgemeinschaft. Die Gründung des Europarates (Mai 1949) und der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl (April 1951) sollte den Zusammenhang Europas noch weiter verstärken. Die geplante europäische Verteidigungsgemeinschaft scheiterte zwar am Widerstand der Französischen Nationalversammlung (1954). Wenn auch die europäische Bewegung dadurch eine Niederlage erlitt, so haben der Europarat und die übrigen europäischen Organisationen nach wie vor die geschichtliche Aufgabe, mit den lebenswichtigen Problemen, die sich aus der tragisch gewandelten Weltlage ergeben, jederzeit fertig zu werden. Europa muß ein verstärktes Wirtschaftspotential erreichen, es muß sich zu einer gemeinsamen Politik entschließen, wenn es am Leben bleiben will. Unter der Peitsche der gemeinsamen Notlage wird man eines Tages vielleicht noch lernen, daß die Zeit für imperialistische Extratouren endgültg vorbei ist. Man muß zwar Geduld, Geduld und nochmals Geduld haben.

Vor dem Europahaus in Straßburg stehen auf der Straße die Nationalfahnen aller Europaratstaaten. Oben auf dem höchsten Dache flattert einsam die Europaflagge, zwölf goldene Sterne in einem blauen Felde. Gegenwart und Zukunft? Wer weiß es?

Wulf.

DER STREIT UM DEN POL

Zur Entdeckung des Nordpols vor mehr als 45 Jahren.

Am 6. April 1909 erreichte der Amerikaner Robert Edwin Peary den Nordpol im festen Glauben, erster am Pol gewesen zu sein.

Er war im Sommer des Jahres 1908 mit der „Roosevelt" von Neufundland über Etah, der nördlichsten Eskimosiedlung der Erde, bis an die äußerste Spitze der amerikanischen arktischen Inselwelt vorgestoßen. Am 8. März des Jahres 1909 trat er dann mit dem länger werdenden Sonnenlicht den Marsch zum Pol an. 768 Kilometer durch ein gefahrvolles, ihm allerdings nicht unbekanntes Gebiet lagen vor ihm. 7 Weiße, 17 Eskimos, 133 Hunde und 19 Schlitten nahm er mit.

Über das Packeis des vergangenen Winters ging sein beschwerlicher Weg, und oft mußte die wagemutige Schar an offenen Wasserrinnen wertvolle Zeit verlieren und darauf warten, bis sich das Eis wieder zusammengeschoben hatte. Auf die letzte Etappe zum Pol nahm Peary nur seinen treuen schwarzen Diener und steten Begleiter Henson und vier Eskimos mit. Am 6. April hatte er endlich den nördlichsten Punkt der Erde erreicht und damit das Ziel seiner Wünsche, dem er sein ganzes Leben gewidmet hatte.

Durch sorgfältige Messungen des den ganzen Tag über gleichbleibenden Sonnenstandes bestärkt, glaubte er, den Nordpol gefunden zu haben. Er pflanzte die seidene amerikanische Flagge auf, die er seit 15 Jahren immer bei sich getragen hatte, und legte in einer Glasflasche urkundlich den Besitz dieses Gebietes für Amerika fest. 30 Stunden hielt sich Peary am Pol auf, um bei etwa minus 30 Grad meteorologische Messungen und Beobachtungen durchzuführen. Im Umkreis von 15 bis 18 Kilometer unternahm er kleinere Exkursionen, um sicher zu sein, hierbei den eigentlichen Pol betreten zu haben. Nach einem reibungslosen Rückmarsch, bei dem er täglich etwa 50 Kilometer zurücklegen konnte, kam er am 23. April wohlbehalten wieder in seinem Ausgangslager an.

Als nun Peary die Welt von seiner Entdeckung in Kenntnis setzen wollte, mußte er zu seiner Überraschung feststellen, daß bereits ein anderer etwa ein Jahr vor ihm den Pol entdeckt haben wollte. Ein Dr. Frederik Cook, ein Landsmann von ihm, hatte der Öffentlichkeit seine Polentdeckung gemeldet, obwohl von seiner Reise nur wenig bekannt geworden war. Wenn auch durch Unrichtigkeiten im telegraphischen Text der Nachricht Cooks berechtigte Zweifel aufkamen, trat man dennoch zunächst für die Ehrenhaftigkeit dieses nicht unbekannten Sportsmannes ein.

Verständlicherweise war Peary empfindlich berührt, daß Cook, der sich zweifellos die langjährige Erfahrung Pearys zueigen gemacht hatte, schon beim ersten Anlauf zum Pol den Sieg errungen haben sollte, um den er, Peary, sich selbst mit einer weit besser ausgerüsteten Expedition beworben hatte. Seine zwanzigjährige unermüdliche und entbehrungsreiche Forschertätigkeit im hohen Norden war ein systematisches Hinarbeiten auf die Entdeckung des Nordpols gewesen. Durch eingehende Studien der Sitten und der Lebensweise der Eskimos hatte Peary versucht, sich und wenig Beherzte, darunter seine eigene Familie, in dieser langen Zeit dem arktischen Klima anzupassen.

Hie Peary – Hie Cook! lauteten die Parolen in dem recht unerquicklichen Streit um die Polentdeckung. Eine wissenschaftliche Untersuchung der Aufzeichnungen beider Männer sollte schließlich das Urteil fällen. Während die

National Geographical Society of Washington für Peary entschied, sagte die Prüfungskommission der Universität von Kopenhagen gegen Cook aus. Damt war Peary der Entdecker des Nordpols!

Cook war nach diesem Urteilsspruch monatelang verschollen. Später versuchte er, sich wenigstens vom Vorwurf des Schwindels zu bereinigen. Doch erschienen nach all den Begleitumständen seine Beweise als eine nachträgliche Konstruktion.

Dennoch sollte für Peary noch ein zweites Nachspiel folgen. Als er nämlich zwei Jahre später in Anerkennung seiner Verdienste zum Konteradmiral ernannt werden sollte, mußte sich zuvor der Marineausschuß des amerikanischen Kongresses erneut mit seinen wissenschaftlichen Dokumenten befassen. Hierbei kam man zu der überraschenden Feststellung, daß auch Peary den Pol selbst nicht erreicht, sondern, 10 bis 15 Seemeilen davon entfernt, seine nördlichsten Beobachtungen angestellt hatte. Mit Recht ließ man aber die geringfügige Abweichung nicht ins Gewicht fallen gegenüber den langjährgen Bemühungen Pearys, den Nordpol zu erreichen.

Weise

AMERIKAFAHRT: EINDRÜCKE EINES CHRISTIANEERS, EIN BRIEF

Sehr geehrter Herr Hollmann!

Leider ist schon sehr viel Zeit vergangen, seit ich meinen kleinen Zettel bei Ihnen unter der Tür hindurchsteckte. Heute habe ich zum erstenmal Zeit, einen Brief zu schreiben.

Am 6. August bestieg ich zusammen mit dreihundert „kids" aus Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen und Finnland die Arosa Kulm am Steubenhöft in Cuxhaven.

Durch den Zoll, die Gepäckabfertigung und über die Gangway wurde ich wie auf einem Fließband geschoben. Gelbe, grüne, blaue Formulare waren auszufüllen; Paß, Visum und vor allem der Impfschein waren vorzuzeigen; dazu Gedränge, Geschrei, Lautsprecheransagen, wichtiges Hin- und Hergerenne, Abschiedsküsse und das sonderbare Gefühl, auf einem Schiff nach Amerika zu sein.

Die Arosa Kulm gehört einem Schweizer, läuft unter panamesischer Flagge und hat deutsche Besatzung, der Koch ist Italiener. Mit 12 kn schlägt sie alle Langsamkeitsrekorde, aber sie ist ja auch schon 35 Jahre alt. Im Krieg soll sie zum Transport von Toten gedient haben, aber das ist, glaube ich, Seemannsgarn.

In Zeebrügge, Belgien, landeten wir zum letztenmal in der alten Welt. Hier kamen 450 weitere Kids an Bord: Türken, Pakistaner, Österreicher, Franzosen, Holländer, Schweizer, Belgier, Portugiesen, Luxemburger, Spanier, Italiener und Neugriechen.

Bei strahlendem Sonnenschein saßen alle Nationen auf dem Sundeck. Die Begrüßung lautete nicht: How do you do?, sondern: Who are you? Jeder sprach mit jedem in schauderhaftem Englisch, aber das war erst recht spannend. Jeder erzählte über sein Land, und nach kurzer Zeit kennt man sich schon wie seit Jahren.

Beim Essen saß ich neben einem Griechen. Ich habe mich viel mit ihm unterhalten – auf Englisch. Ich konnte einiges aus der letzten Ausgabe der „Akropolis, Augustu 5" lesen. Verstehen konnte ich nicht viel.

Im Neugriechischen werden alle Diphthonge mit Jota wie i, Delta und Theta wie th im Englischen, Gamma wie ch im Deutschen, Phi wie w ausgesprochen; auch sonst ist das Neugriechische vom Altgriechischen sehr verschieden:

vieles ist gekürzt und abgeschliffen. Das Wort Herodotos hat diese Aussprache: Irothot(o)s. Die Griechen erzählten mir, daß sie Herodot leicht verstünden, Homer aber bereite ihnen ziemliche Schwierigkeiten.

Die Arosa Kulm ist nicht klein, und es gab dauernd etwas zu tun. Morgens gab es große Diskussionen über amerikanische Soziologie, Politik und andere Weltgeschehnisse. Die neuesten Nachrichten kamen über Funk. Das größte Problem in USA ist das Rassenproblem. In Tenessee und anderen Südstaaten werden die Neger mit Panzern in die Schule geleitet. Weiße haben den Eltern der Neger mit Entlassung aus dem Beruf gedroht, falls sie ihre Kinder weiter in dieselbe Schule schickten. Die NAACP (National Association for the Advencement of Colored People) versucht dauernd, die Verbindung herzustellen. Dies ist das brennendste Problem. Ich könnte noch vieles berichten, aber ich bin ja noch auf dem Ozean. Viele Filme wurden gezeigt, vor allem über die Schulen in US. Das Suez-Problem wurde von allen Seiten beleuchtet. Ich muß sagen, noch niemals habe ich an einer so interessanten Diskussion teilgenommen. Man wird unwillkürlich hineingerissen, auch wenn man kein Experte ist.

Nach dem Mittagessen lagen wir meistens faul auf dem Sundeck und lasen. Manchmal spielte ich Ping-Pong oder Schach. Einige saßen in der „Arosa Bar", andere in der „Bavaria Beer Hall".

Am 5. Tag kam plötzlich ein Sturm auf. Der Ozean fing an zu toben. Unser Schiffchen wurde hin und her geschleudert, alles fing an zu wanken, und die Haie bekamen ihr Futter. Wir machten uns Gedanken, wie wohl die Wikinger in ihren 15 m langen Booten über den Ozean gekommen sind. Es ist unvorstellbar.

Als das Wetter wieder aufklarte und die Sonne durchkam, tauchte nachmittags auf Backbord eine Delphinfamilie auf. Ein Italiener verkündete über das ganze Deck: Delfini fantastichi! Da tauchten die in der Sonne glitzernden Tiere aus dem blauen Wasser empor. Der gewaltige gebogene Rücken zerschnitt ruhig und gelassen nach dem Takt der Wellen das Wasser. Der Körper schmiegt sich dem Wellenberg an und gleitet an ihm herab. Manchmal sprang einer aus der Familie ganz heraus, wie über eine Hürde. Man kann das große, leuchtende Auge sehen und auch das Schwanzende. Das war eigentlich das schönste meiner Überfahrt. Ich kann mir vorstellen, daß die Griechen nicht umsonst den Delphin als Symbol auf ihre Münzen prägten.
Abends gab es meistens „dance" oder andere „entertainements". Einmal hatten wir eine Modenschau. Es war äußerst aufregend. Erst wurden die Volkskostüme aus den verschiedensten Ländern vorgeführt. Insel Korfu und natürlich Spanien erhielten den größten Applaus. Hiernach wurden die neuesten Moden aus Amerika gezeigt und als Höhepunkt neue Bademodelle aus „Atlantic and Ocean City".

Ein anderes Mal standen Nationaltänze auf dem Programm. Hierbei erhielten die feurigen Isabellen den ersten Preis. Aber interessanter waren doch die Schlangentänze von zwei Pakistanis. Drei Schlangen von etwa 150 bis 200 cm Länge wurden nach dem Takt um den Hals und die Arme gezogen, solange bis die beiden Tänzer, von den Schlangen gefesselt, umschlungen und umarmt zusammenstanden.

Einen Tag vor der Landung in New York passierten wir das Feuerschiff Nantucket. Gegen Abend fing die Arosa Kulm beträchtlich an zu schwanken. Unmittelbar hinter uns, etwa 100 sm, strich der Kern eines Hurricans vorbei. Die Wellen wurden immer höher, die Fütterung der Raubtiere nahm dauernd zu. Sogar die Jungs von der Waterkant hatten ein unangenehmes Gefühl in der Magengegend. Als gegen 11 Uhr die Windstärke von 9 auf 7 herunterging, wurde auf Deck ein Tanz veranstaltet als Gegengift gegen die Wellen. Ich blieb bis gegen 3.30 Uhr an Deck, um vielleicht die ersten Lichter von New York zu sehen. Aber leider war alles in Nebel gehüllt, so

daß erst gegen 9.30 Uhr Land in Sicht kam. Die „Statue of Liberty" war nur in Umrissen zu erkennen, genau wie die Wolkenkratzer. Je näher wir dem Land kamen, desto wärmer wurde es. In New York herrschte 96° F bei einer Luftfeuchtigkeit von 96 %. Es war wie im Treibhaus, so stickig. An der East Asia Co. legten wir an. In Omnibussen fuhren von New Jersey unter dem Hudson River hindurch nach Manhattan.

Plötzlich war ich in Amerika!

Die Skyline von New York flitzte an uns vorbei: Chrysler, Times Sq., UN, Empire State, Rockefeller. 11.30 p.m. fuhren wir, jetzt nur noch eine kleine Gruppe, die 102 Stockwerke zur Spitze des Empire State hinauf. Von einer Höhe von 380 Metern guckt man auf Manhattan. Alles ist wundervoll erleuchtet. Den Broadway sieht man aus allem heraus. Er ist schreiend bunt. Am 19. August fuhr ich von New York auf der New Jersey Turnpike, einer der riesigen Autobahnen Amerikas mit 5 Bahnen in jeder Richtung, nach Pennsylvania. Als wir den Delaware River überquert hatten, kamen wir in die „City of brotherly love", Philadelphia. Hier erfuhr ich endlich, wo die Stadt liegt, in der ich wohne: Springfield, Delaware County, Penna.

Ich wohne bei einer sehr netten Familie in einem kleinen Einfamilienhaus, aus denen Springfield besteht. Mr. Mason ist Chemical Engineer und arbeitet bei der Atlantic Refining Co. im Research Dept. Die Atlantic ist so ungefähr, was bei uns DEA oder BP ist, nur wie alles in Amerika, 1000mal so groß. Ja, ja, bei uns in Amerika! Jedes Haus ist hier mit einem TV (Television) ausgerüstet. Das erste, was ich sah, war die Democratic Convention in Chicago. Dann die Convention of the GOP (Grand Old Party), wie die Republikaner sich nennen; sie fand in San Francisco statt. Dwight David Eisenhower wurde mit einem ungeheuren Aufwand dort empfangen. Der Höhepunkt war, als Eisenhower zusammen mit Richard M. Nixon die Wiederernennung durch die States erhielt als presidential and vicepresidential Candidates. Riesige Schilder mit: „I like Ike" wurden umhergetragen, alles jubelte ihm zu.

Television ist wirklich gut in US. Es gibt viele verschiedene Programme, die alle von privaten Sendestellen, die miteinander wetteifern, kommen. Keine kann es sich leisten, ein schlechtes Programm zu bringen.

Seit 14 Tagen gehe ich hier zur Schule. Die Springfield High School ist völlig neu. Meine Fächer sind: Physic, English, American History, PAD (Problems of American Democracy), Driver Education (Fahrschule!), Public Speeking (keep smiling!). Der Unterricht läuft von 8.10 a.m. bis 2.30 p.m. mit 45 Minuten „Lunch hour".

Nachmittags wird Fußball gespielt. Zwischen Fußball und American Football besteht ein Unterschied wie zwischen Tag und Nacht – aber darüber nächstes Mal! Ich muß noch einige Schularbeiten machen (das gibt es in US auch noch!!), denn gestern fand unser erstes Spiel gegen eine andere Schule statt. 2 : 0 für Springfield High School gewonnen! Hiernach fand der „big Kickoff Dance" bis heute morgen statt.

„I like US very much and dig her the most", aber ich bedaure doch, daß ich an der Italienreise nicht teilnehmen kann. Vielleicht können wir später noch eine Reise machen. – Nach Athen?

Viele Grüße Ihr Nils Naumann.

LATEIN FÜR FORTGESCHRITTENE

d. h. für Leute, die nicht immerfort am schalen Zeuge kleben und die nicht glauben, daß alles immer wortwörtlich und buchstäblich genommen werden müsse, die vielmehr ihre sonstige Bravheit und Gewissenhaftigkeit so weit in den Hintergrund zu drängen vermögen, daß sie des trocknen Tones statt auch dem Spaß den Platz einzuräumen gewillt sind, der ihm

gebührt. Ungefähr so, wie wenn man Fremdwörter, die ja für manchen Glückssache sind, gelegentlich mit Absicht verdreht, um dann an der Beobachtung, bei wem der Groschen fällt und bei wem nicht, seine stille Freude zu haben. Größeren Spaß macht es freilich noch, wenn solche Verwechslungen von anderer Seite unabsichtlich in aller Harmlosigkeit vorgebracht werden, wenn man etwa hört: „In Altona ist ja die Palmaille gänzlich umgemogelt worden" oder wenn jemand von „Koniferen der Wissenschaft" statt von „Koryphäen" spricht oder einer Dame der Ausdruck „Nylonlicht" statt „Neonlicht" entschlüpft, weil der erste Begriff ihr geläufiger ist. In ähnlicher Weise habe ich mir nun erlaubt, einer Reihe von geflügelten lateinischen Worten die Flügel etwas zu beschneiden, so daß sie nicht mehr fliegen können, sondern nur noch in flachen Sprüngen über den Boden zu hopsen vermögen, indem ich ihnen einen anderen Sinn unterlege als den, den sie in Wirklichkeit haben, oder indem ich sonstwie meine Übersetzungskünste – Künste habe ich gesagt, nicht Kunst! – an ihnen auslasse. Womöglich wird diesem und jenem solches Unterfangen pietätlos erscheinen; dann lese er lieber nicht weiter! „Wer't mag, de mag't; wer't nich mag, de mag ja woll nich mögen!" Meine Losung ist jedenfalls: Ridentem dicere falsum, nicht verum, und die alten Lateiner, die ich hier veräppele, werden mir verzeihen, wenn ich mich auf Horazens Ausspruch „Dulce est desipere in loco" berufe, außerdem: „Was sich liebt, das neckt sich!" Gegebenenfalls darf man auch seinen Zensorstift zur Hand nehmen und streichen, was einem nicht gefällt.

Ab urbe condita	der Schulneubau
Afflavit deus et dissipati sunt	das Eingreifen der Aufsicht
Alea jacta esto	die Versetzungskonferenz
Applaudite, amici!	die Schulbühne
A priori bezw. a posteriori, s. u.	locus communis!
Ave, Caesar, morituri te salutant	der Einzug der Abiturienten in das Prüfungszimmer
Beatus ille, qui procul negotiis	Ferien
Bella gerant alii	Urlaub
Circulus vitiosus	Kreislaufstörungen
Circus Maximus	die Turnhalle bzw. der Sportplatz
Cum grano salis	chemisches Experiment mit Natriumchlorid
De mortuis nil nisi bene	Ausgestopfte und präparierte Tiere
De omnibus rebus et quibusdam aliis	die „Illustrierte"
Di minorum gentium	Referendare und Assessoren
Duo, cum faciunt idem, non est idem	der Zeichenunterricht
Do ut des	der Musikunterricht
Epistulae virorum obscurorum	anonyme Briefe
Extra muros	der Schulhof
Faber est suae quisque fortunae	Schmidt hat jedesmal Glück
Favete linguis!	Seid mal still! Er muß seinen Namen schreiben!
Felix, qui potuit rerum cognoscere causas!	der Physikunterricht
Festina lente!	„In die Fixigkeit war ich Dich über, aber Du mich in die Richtigkeit."

Fiat lux!

Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo

Hannibal ad portas!

Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto!

Ille mihi praeter omnes ridet angulus

In usum delphini

In tyrannos!

Itio in partes

Itur

Justum et tenacem propositi virum

Labor omnia vincit improbus

Lex mihi Mars

Litterae non erubescunt

Locus communis

Mea culpa, mea maxima culpa

Medio tutissimus ibis

Militia est vita hominis super terram

Misera contribuens plebs

Montes auri pollicens

Mundus vult decipi

Naturalia non sunt turpia

Ne quid nimis!

Nihil est ab omni parte beatum

Nil admirari

Nitimur in vetitum semper cupimusque negata

Nolens volens

Noli oblivisci!

Noli turbare circulos meos!

Non omnis moriar

Non plus ultra!

Non scholae, sed vitae

Nonum prematur in annum

Nos numerus sumus et fruges consumere nati

Nulli secundus

Numerus clausus

Nunc pede libero pulsanda tellus

Gib mir mal eine Zigarette! Wenn Du keine „Lux" hast, nehme ich auch eine andere.

der Heizer

Warnruf: „Er kommt!"

der Schwarzhändler

des Menschen Villa ist sein Himmelreich

die Schülerbücherei

der Debattierklub auf dem Hof

der Reißverschluß

grünes Licht der Verkehrsampel

konsequent oder inkonsequent, nur nicht schwanken!

die verfluchte Arbeit richtet alles zu Grunde

Goetz von Berlichingen (Seite soundsoviel)

der „blaue Brief"

„Für Herren!" (A priori bzw. a posteriori die beiden Unterabteilungen)

ich habe kein Vermögen außer meinen haushohen Schulden

in der Mitte ist der Ibis am sichersten

Militärdienst spielt sich auf dem Erdboden ab.

die Schulgeldliste

Toto

der Mogelzettel

der naturwissenschaftliche Unterricht

die Augen gingen ihm über, so oft trank er daraus

das mäßige Zeugnis

eine Ägyptenreise machen

der Versuch, abzugucken, auch erste Rauchversuche

halb zog sie ihn, halb sank er hin

ein in Gedanken stehengebliebener Regenschirm

laß die Finger von meinem Zirkelkasten!

die „Kippe"

Rotlicht der Verkehrsampel

die Tanzstundenliebe

die (frühere) neunjährige Schulzeit

die schlechtsten Wespen sind es nicht, die an den Früchten nagen

der Oberpräfekt

die Versetzten

die Pause

Olim meminisse juvabit	der Verein ehemaliger Säuglinge
Omnes eodem cogimur	die Aula
Omnia mea mecum porto	ich habe die ganze Portokasse bei mir
Opera omnia	der Stapel Hefte
O quae mutatio rerum!	das chemische Experiment
O sancta simplicitas!	Klein-Doofi
O si tacuisses!	Falsch vorgesagt!
Patres conscripti	der Elternrat
Pia desideria	die Briefmarkensammlung
Post festum	der Umtausch der Weihnachtsgeschenke
Praesente medico nihil nocet	Geschenke schaden dem Arzte nichts
Prima vigilia	Morgenstunde ist aller Laster Anfang
Pro domo	der Hausmeister bzw. die Reinmachefrau
Quae cum ita sint	(hamburgisch) muscha!
Quid faciemus nos?	i c k segg: Wat seggst D u ? segg ick!
Quid igitur?	„Na also!" sprach Zarathustra.
Quid novi ex Africa?	Nachrichten des Rundfunks über Suez-Kanal, Algerien, Marokko usw.
Quis? Quid? Ubi? Quibus auxiliis? Cur? Quomodo? Quando?	Nervöses Gefrage, noch dazu in Hexameterform! Anzeichen von Manager-Krankheit!
Quod di bene vertant!	Toi, toi, toi!
Quousque tandem abutere patientia nostra!	das nicht funktionierende Feuerzeug
Quod tibi fieri non vis, alteri ne feceris	(hamburgisch) muscha nich!
Quo vadis? (in Leihbibliotheken „Kowaddi" gesprochen!)	Heww ick D i all fraagt, wo D u hin wullt?
Relata refero	das Protokoll, der Sitzungsbericht
Res adversae	die „Tücke des Objekts"
Ridiculus mus	d a s soll Apfelmus sein? Lächerlich!
Roma locuta, causa finita	das entscheidende Urteil des Oberschulrats
Sapienti sat!	danke, es schmeckt! Und ich werde satt!
Secundum ordinem	Orden zweiter Klasse
Semper aliquid haeret	das „Schwert des Dämelklaas"
Semper idem	Herr Ober, einen Boonekamp!
Sine qua non	das Abitur
Solamen miseris socios habuisse malorum	„wieder nichts gewonnen!"
Suum cuique	der Schweine Gequiek
Tantae molis erat	der als Letzter Versetzte
Tantum religio potuit suadere malorum	ungenügendes Zeugnis in Religion
Tres faciunt collegium	die Skatrunde
Ubicunque terrarum	der Atlas
Ultima latet	die letzte Aufgabe kann ich nicht
Universitas litterarum	buchstäbliche Abschrift
Urbi et orbi	der Rundfunk
Utinam ne!	der Minimax

Dr. Th. Claußen (Abiturient von 1896)

FAMILIEN-NACHRICHTEN

Gestorben:

Fritz von Krosigk, Kaufmann, Hamburg-Klein-Flottbek, Dornstücken 8, am 10. September 1956.

Verlobt:

Ingrid Rouvel mit Dr. med. Günter Dauck (Abit. 1947) am 7. Oktober 1956, Hamburg-Blankenese, Caprivistraße 16.

Maren Behnke mit Henner Jaenicke, Hamburg, 14. Oktober 1956.

Bärbel Schunck mit Peter Gast, Hbg.-Altona, 14. Oktober 1956.

Eva Radicke mit Günther Humbert, Hamburg, 14. Oktober 1956.

Inge Röhrden mit Dr. Werner Reisse, Hamburg, 14. Oktober 1956.

Marion Kukuk mit Klaus Kleinwort, Hamburg-Klein-Flottbek, 3. November 1956.

Verheiratet:

Klaus H. Bauermeister und Frau Karen Mila, geb. Bruns, Hamburg-Othmarschen, 18. August 1956.

Dr. med. Hans Büttner und Frau Dr. med. Christine, geb. Beetz, Hamburg-Blankenese.

Diplomphysiker Hans Wittern und Frau Gisela, geb. Hassenpflug Lippoldsberg/Weser – München/Pasing, 1. September 1956.

Vikar Klaus Konrad Echarti und Frau Erna, geb. Wiencke, Hamburg, 29. September 1956.

Geboren:

Tochter Renate am 3. September 1956, Günther Westphal und Frau Gertraud, geb. Borchert, Hamburg-Groß-Flottbek.

In den Ruhestand getreten:

Landgerichtspräsident Dr. Otto Begemann (Abit. 1906) Lübeck, zum 31. August 1956.

Senatssyndikus Dr. Andrew Grapengeter (Abit. 1911), Hamburg, am 15. Oktober 1956.

Werner Dietrich (Abit. 1947) übersendet herzliche Grüße an ehemalige Lehrer und Mitschüler.

Ernennung:

Zum Professor ernannt wurde Dr. Andreas Flitner, Erlangen, Hindenburgstraße 52.

VEREIN DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS ZU HAMBURG-ALTONA, E. V.

Die Nachzügler wollen bitte die Beiträge (je Schuljahr mindestens DM 3,–) bezahlen! Beiträge und Spenden bitte ich zu überweisen auf

1) Postscheckkonto Hamburg Nr. 402 80,
2) Neue Sparkasse von 1864 in Hamburg, Konto Nr. 42/212 (Konteninhaber: „Verein der Freunde des Christianeums").

Barzahlung an den Hausmeister des Christianeums ist möglich.

Bei Überweisung bitte deutlich Namen und Anschrift angeben! Es gibt viele gleichlautende Namen unter den Mitgliedern. Spenden an den Verein der Freunde des Christianeums sind gemäß St. Nr. 214/1554 des Finanzamtes für Körperschaften in Hamburg im Rahmen des gesetzlich zugelassenen Höchst-

betrages abzugsfähig bei der Einkommen- und der Lohnsteuer. Der Verein stellt für jede Spende von mindestens 10,– DM unaufgefordert einen sogenannten Spendenschein aus.

Das für den 10. 11. 1956 geplante Winterfest wurde drei Tage vor dem angesetzten Termin mit Rücksicht auf die Ereignisse der Zeit abgesagt. Durch die bereits erwachsenen Unkosten und die Verpflichtungen ergab sich trotz einiger nicht zurückgegebener Vorverkaufskarten und etlicher Spenden aus diesem Anlaß für die Vereinskasse ein Unterschuß von DM 273,96. Wir wollen hoffen, daß das Winterfest am 9. 11. 1957 stark besucht werden wird.

Sonderspenden der Firmen Margarine-Union, Conz-Elektrizitäts-G.m.b.H., Ernst Winter und Sohn, Menck und Hambrock, Elbschloßbrauerei, Essigkühne-Zentrale und Carsten Rehder und der Herren von Dietlein, Wolfgang Essen, Direktor Phil. F. Reemtsma, Franz Fahning, Direktor Dr. Fischer, Direktor Sempell, Direktor Schecker, Dr. Max Raabe und Direktor Kempf brachten DM 1140,–. Weitere nennenswerte Spenden kamen von den Firmen John T. Eßberger, Köhlbrandwerft (Paul Behrendsohn) und Helene Niebuhr Wwe. und von den Herren Dr. Max Raabe, Dr. Walter Radtke, Dr. Hans Rehder und Dr. Wilh. Chr. Meyer. Die Spenden werden in erster Linie zur Verbesserung der bisher nur sehr primitiven Schulbühne im Christianeum verwendet werden.

Dr. N. W. Nissen, Hamburg-Altona, Lisztstraße 45 II, Tel. 42 91 24.

Schriftleiter Dr. R. Schmidt, Hamburg-Altona, Behringstraße 55 I. Telefon 42 97 22

Druck von Kahl & Domms, Hamburg-Altona, Klausstraße 6

Abgabe an die Mitglieder kostenlos.